

Memorandum meines Lebens.

Neunundzwanzigstes Buch.

Von meiner Abreise nach Eitz bis zu meiner venetianischen Reise.

Vom 8. September 1822 bis 22. August 1824.

ندانی که چون راه بردم بدوست
هرآن کس که پیش آمدم گفتم اوست
سعدی¹⁾

¹⁾ Sādi's Bostān ed. Rückert, p. 103 (72, 4):

„Weißt du, wie ich mein Lieb' fand in der Finsternis?
Wer mir begegnen mocht', ich dacht:
Er ist's gewiß!“

8. September 1822. Amberg.

In der Frühe blickte mir der Morgenstern, später das Morgenrot, noch später die Morgensonne entgegen, als ich gestern morgens meine einsame Fahrt, immer nach Osten zu, antrat. Bis Lauf sandige Feldwege, deren stille Verlassenheit aber zu meinem Seelenzustande paßte. Von Lauf die große Nürnberger Fahrstraße, durch die Hopfeneinfuhr belebt, da besonders bei Hersbrück ganze Hopfenwaldungen angelegt sind. Das Pegnitzthal ist sehr lieblich. Gegen Sulzbach hin wird die Gegend öder. In Sulzbach die fürchterliche Brandstätte dieses Sommers von 230 Häusern. Wenn der Mensch aus mannigfachen Stürmen sich in das Hafenasyl der Häuslichkeit zu retten glaubt, so brechen die äußeren Elemente über ihn herein. Die Welt ermahnt nur zu oft, sich über das Vergängliche zu erheben. Auch mein Gemüt wendet sich mehr und mehr vom Sinnlichen ab; aber die Schönheit, wie ich sie fühle, ist ein Ueber-sinnliches. Niemals, so lange oder vielmehr so kurz ich Cardenio kannte, regte sich ein Gefühl in mir, das nicht mit hohen geistigen Richtungen verschwifert gewesen wäre.

9. September 1822. Regensburg.

Ehe ich von meinem Aufenthalte in Amberg spreche, will ich eine Idee, die mir diesen Morgen auf einem Spaziergange um die Stadt lebhaft geworden ist, zu Papier bringen; denn das Schiff, mit dem ich heute abfahren sollte, wird erst morgen früh weggehen, und so bin ich hier, langweilig genug, zurückgehalten.

Ich habe den Macphersonschen Ossian und die Berliner Taschen-ausgabe der Lustade bei mir, und als ich nun in der letzteren blätterte, fiel mir aufs neue auf, wie äußerst kunstvoll dies Gedicht, der Anlage nach, ist, wie viel auch an der zu gedrängten Darstellung möchte zu tabeln sein. Alle Großthaten der Portugiesen, ihre ganze Geschichte bis

zu dem unglücklichen König Sebastian, seinem Zeitgenossen, mit welchem der portugiesische Ruhm ein Ende nimmt, hat Camoëns in sein Gedicht zu verweben gewußt, und reiht dies alles, Vergangenes und Künftiges an die große Weltthat der Portugiesen, die Auffindung Indiens zur See. Ein Deutscher nun, der sich ein Aehnliches vorsetzen wollte, würde einen weit reicheren Stoff, eine weit großartigere — mannigfachere Geschichte vor sich sehen; aber freilich auch um so mehr an seiner Kraft verzweifeln müssen. Er müßte gleichfalls von der größten That in der deutschen Geschichte, welche ihren Mittelpunkt bildet, ausgehen, nämlich von der Reformation, welche sein Hauptgegenstand sein müßte; von diesem würde er sich rückwärts bis zu Karl dem Großen und den Hohenstaufen wenden, und vorwärts bis zum Untergang des Reichs, den wir selbst erlebt haben.

Als ich in Amberg bei meinem Bruder anfuhr, fand ich ihn nicht zu Hause. Ich besah mir einstweilen seine Stube, die mit Gemälden und ausgestopften Vögeln tapeziert ist, womit er sich viel beschäftigt hat. Ich fand ihn kränklich und gealtert. Er ist um zwölf Jahre älter als ich. Er hat einen Garten vor der Stadt gemietet, der ihm viel zu thun macht, und wohin er mich den folgenden Morgen führte. Ich gefiel mir in dieser friedlichen Einsamkeit unter so vielen Blumen, deren ich viele der ausländischen noch nicht kannte und mir nennen ließ. Nach Tisch führte er mich auf den Mariahilfsberg, von dem die Aussicht in das Bilsthal angenehm, und in der Kirche ein Bild von Albrecht Dürer merkwürdig, das noch nicht lange ein Nürnberger Kaufmann dahin geschenkt hat. Es ist ein Christuskopf mit der Dornenkrone. [189]

Die Stadt Amberg liegt eiförmig zu beiden Seiten der Bils durch mehrere Brücken verbunden. Sie hat ganz das Aussehen der bayerischen Landstädte, die Häuser sind massiv, plump gebaut, hoch, winkelig, weitläufig und schneeweis angestrichen. Wenn man aus Franken kommt, ist der Eindruck unangenehm. Von Bekanntschaften wäre wenig zu sagen. Das Stadtgespräch ging gerade über wütende Hunde, den Fluch dieser Gegend. Ein Tambour war gebissen worden und auf eine fürchterliche Weise an der Wasserscheu gestorben. Die sonderbaren Erscheinungen dieser Nervenkrankheit, die noch so wenig ergründet ist, gaben mancherlei zu reden, und es kam so viel von ansteckenden Krankheiten und ähnlichen Uebeln aufs Tapet, daß ich meine Sulzbacher Betrachtungen fortsetzen mußte. Gestern abend verließ ich meinen Bruder, den ich seit

sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte, und fuhr die Nacht hindurch hierher, in der eiteln Furcht, das Schiff zu versäumen.

Als ich heute vor den Dom trat, fühlte ich wohl, daß ich unterdessen in Köln gewesen sei, denn er ließ mich weit kälter als sonst. Zur Reisegefährtin hatte ich eine wassersüchtige Wirtstochter, die jede Gelegenheit, eine kleine Reise zu machen, benützt, weil das Fahren ihrem Gesundheitszustand anschlägt. Auch sie klagte viel über ihr Leiden.

12. September 1822. Passau.

Vorgestern war uns die Witterung ungünstig, und da diese Donauschiffahrt überhaupt noch in ihrer Kindheit ist, so fehlt es keinen Tag an Hindernissen und Anständen. Gestern morgens besuchte ich mit einem anderen Passagier die Kapelle bei Straubing, in welcher Agnes Bernauerin begraben liegt. Ihren Grabstein ließ Kurfürst Karl Theodor an der Wand aufrichten, wodurch er zwar nicht mehr getreten wird, aber eine der Schilderei selbst ganz widrige Stellung hat. Denn die Verbliehene ist auf einem Kissen liegend dargestellt. Sie trägt ein nonnenartiges Sterbgewand, den Rosenkranz in der Hand. Unweit der Kapelle wurde sie in der Donau aufgefangen. Die Mefnerin erzählte uns, daß ein Buch mit ihrer Geschichte in der Kirche vorhanden gewesen, das aber die Franzosen mit sich genommen hätten. Darin sei gestanden, daß Agnes eigentlich des Herzogs Tochter gewesen sei, Albrecht hingegen der Badersohn. Nach ihrer Geburt seien sie vertauscht worden, wahrscheinlich weil Herzog Ernst einen männlichen Erben gewünscht hatte. Diese Sage oder Thatsache giebt nun freilich der ganzen Geschichte eine ganz andere Wendung und macht sie wahrhaft poetisch und das Verhältnis höchst eigentümlich. Da mich dieser Stoff schon früher angezogen, so dachte ich wieder darüber nach. Doch genierte mich die bereits vorhandene Bearbeitung, wiewohl jener Hauptumstand darin, soviel ich mich erinnere, nicht benützt ist. Ich wollte daher eine nicht dramatische Behandlung aussinnen und fiel endlich auf die Heroide, doch fand ich auch diese unpassend, und die dramatische Darstellung allein anwendbar.

Es ist sonderbar, sich nach Jahren ganz wieder in dieselbe Lage verlegt zu sehen. So befand ich mich gestern abend, ganz in derselben Zeit wie damals auf dem Wege nach Seebach, um Pfarrer Hafner zu besuchen, nachdem das Schiff in Deggendorf gelandet war. Diesmal begegnete ich jedoch Hafnern auf dem Wege, und er nahm mich mit

sich. Ich brachte ihm ein Exemplar meiner „Vermischten Schriften“ als Gastgeschenk. Heute früh erwartete ich in Niederaltaich das Schiff. Einen schöneren Sonnenaufgang habe ich nie vorher gesehen. Blendend trat die weiße, zitternde Kugel aus den Wolken über den Bergen hervor, deren Saum verfilbert war. Feine Lichtstreifen strahlten über den Himmel, der licht und rein, nur einzelne leuchtende Wölkchen trieb, die sich in der Donau spiegelten, welche hier, durch den Isarfluß verstärkt, majestätischer und wallender hinschießt. An dieser Stelle las ich in der Lustade die schönen Stenzen, wo der König von Melinde und Vasco da Gama sich im Schmuck begrüßen¹⁾.

Unweit von Passau verengt sich das felsige Donaubett bedeutend. Von der Lage dieser Stadt sprach ich schon früher in diesem Memoire. Ich wohne im Mohren und habe diesen Abend eine kurze, einfache Legende bearbeitet, die mir einmal Fugger erzählte²⁾.

22. September 1822. Einz.

Ich bin hier bereits seit 15. dies, und wohne bei Bruchmanns Freund, Herrn von Streinsberg, den ich in Salzburg kennen lernte. Er fing mich hier auf und gab mir einen Brief von Bruchmann, worin dieser schrieb, daß er erst Ende September hier ankommen würde. Er ist noch in Innsbruck. Wir werden dann zusammen nach Wien reisen. Streinsberg ist hier angestellt. Er ist ein sehr geistvoller, poetisch gestimmter junger Mann, und ich könnte mich bei ihm sowohl als in den herrlichen Umgebungen dieser Stadt äußerst behaglich fühlen, wenn ich überhaupt könnte. Aber mein alter Unmut faßt mich wieder sehr, und schon dieser Unmut selbst bürgt mir dafür, daß niemals aus mir etwas werden kann. Denn wäre ich etwas, so würde ich nicht unmutig sein, und wer einmal verzweifelt, der ist ohnedem verloren. „What should such fellows as I do crawling between earth and heaven?“³⁾ Soll ich ewig diesen Text kommentieren. Andern bin ich unnütz und mir selbst zum Schaden. Moralisch schlecht, poetisch erbärmlich. Meine Gedichte widern mich unendlich an. Wie konnte ich solches Zeug unter die Leute bringen? Ich, der ich selbst außer Homer und Shakspeare und Goethe kaum noch andere Dichter lesen mag. Und nun mute ich dem Publikum diese Vermlichkeiten zu. Vielleicht hätte ich bei einer ruhigen Muße

¹⁾ Lustade, II, Str. 93 fgg.

²⁾ Abgedruckt bei R. I, 63 ff.

³⁾ Shakspeare, Saml. III, 1.

und bei beglückter Liebe etwas leisten können. So aber zerstreut mich alles, selbst meine Studien. Was ich mir anzueignen suche, zerstört mich. Befriedigung find' ich nie. So kann auch kein Werk von Bedeutung entstehen. Dazu gehörte Einsamkeit und Frieden. Mit Cardenio auf einer wüsten Insel könnte ich vielleicht ein Dichter werden: Nun aber ist alles a priori verdorben. Wie quält mich die Erinnerung, ihn verloren zu haben, nicht zu wissen, wo er ist, niemals seine Freundschaft erwerben zu können! Bleibt mir eine Hoffnung? Und doch lebe ich. Ich bin zu träge, vielleicht zu feig, um aus der Welt zu gehen. O, daß ich einen Freund hätte, o, daß es Cardenio wäre, der mir das Schwert vorhielte wie dem König von Israel sein Schildknappe¹⁾.

28. September 1822. Linz.

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen“²⁾.

Ich habe einen bedeutenden Schritt gethan, der vielleicht thöricht ist, zu dem ich aber unwillkürlich gebracht wurde. Ich werde nicht nach Wien gehen, vielmehr nach Franken zurückkehren, wiewohl nicht nach Erlangen. Bruchmann kam bereits am 24. hier an. Er ist überaus geistreich, aber schon früherhin haben wir uns auf eine Art aneinander gestoßen, die keine augenblickliche Ausgleichung zuließ. Und so ging es auch jetzt wieder. Es ist möglich, daß wir gar nicht zusammen taugen, es ist gewiß, daß wir in einem beständigen Streite leben würden. Ich fühlte es noch zu rechter Zeit und glaubte mich losreißen zu müssen. Hierzu kommen noch andere Gefühle und Bedürfnisse. Ich habe bisher meine Studien weit genug ausgedehnt, und nach und nach entstand immer mehr der Wunsch in mir, mich zu konzentrieren, mich auf äußerst wenige Bücher, äußerst wenige Arbeiten zu beschränken. Dazu erwachte das Verlangen nach einer vollkommenen Einsamkeit, die ich beinahe seit Schliersee entbehrt, und ich erinnerte mich, wie viel in jenem Zustande geleistet wurde, und daß ich fast alles, was ich in alten Sprachen verstehe, jenem Sommeraufenthalte zu danken habe. Zugleich fühlte ich einen großen Drang, mich gründlicher als je aufs Griechische zu werfen und die orientalischen Studien vorerst nur nebenher zu treiben, da ich den Griechen im ganzen viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet habe, und nunmehr nie dazu kommen würde, wenn ich mich vom Orient würde

¹⁾ Chronica I, 25.

²⁾ Goethe, Gedichte: „Sprichwörtlich“

fortreißen lassen. Indem dies alles vor meinem Geiste vorüberging, mußte ich deutlich erkennen, daß der Aufenthalt in Wien, trotz aller seiner Reize, mir von all diesem Wünschenswerten gerade das Gegenteil verspreche. Zu einer Zeit, wo ich mehr als je der Sammlung bedarf, würde ich mehr als je in die Zerstreuung gezogen werden. Was ich mit Wien aufgebe, weiß ich wohl. Wenn ich je später diese Stadt besuchen werde, nie werde ich so günstig dort vermittelt werden können, als es durch Bruchmann geschehen sein würde. Der Umgang vieler geistreichen Männer und Jünglinge, die Bekanntschaft mit Hammer, der sich so lebhaft für mich interessiert, und der mir den Schlüssel zu allen jenen orientalischen Schätzen überliefern würde, nach denen ich so lange dürste, die litterarische Fülle überhaupt, die mir dort zu Gebote stehen würde, während ich mich bisher immer beinahe kümmerlich behelfen mußte, endlich das Leben von Wien selbst in seiner Größe und Mannigfaltigkeit, mit seinen tausendfachen Gelegenheiten, die es für eine gründliche Kunstbildung darbietet: dies alles und noch mehr gebe ich auf, indem ich zurückreise. Und dafür denke ich mich in ein Landstädtchen zu flüchten und mich dort, gänzlich mir selbst gegeben, diesen Winter einschneien zu lassen. Der Unterschied ist groß; aber könnte sich das Schicksal nicht eines Umwegs bedient haben, um mir zu zeigen, was mir in diesem Augenblicke vorzüglich gemäß ist?

3. Oktober 1822. Regensburg.

Sinz verließ ich am 30. September. Bruchmann begleitete mich bis Wilhering. Streinsberg machte mir den Tag vorher noch manche vernünftige Vorstellung über mein Beginnen; besonders, daß ich mich erst dann in die Einsamkeit vergraben sollte, wenn ich mit reicher Ausbeute von Wien zurückkäme. Ich fühle nun selbst, daß er recht hat, und daß ich einen großen Rückschritt in meinem Leben und meiner Bildung gethan habe. Wie konnte ich den Besitz Firdusis aus der Hand geben, nach welchem ich mich so lange her sehne? Doch es ist geschehen, und ich muß nun die Zeit, die mir diesen einsamen Winter bleibt, so gut als möglich zu nützen suchen. Ich schrieb heute an Engelhardt das ganze Verhältnis und bat ihn um einige meiner Bücher nach Altdorf, denn dorthin werde ich mich begeben. Wenn Cardenio an dieser Rückreise einigen Anteil hatte, so bin ich um so mehr zu beklagen; denn, wenn er auch wirklich nicht nach Heidelberg gegangen, sondern abermals nach Erlangen kommen wird, so werde ich ihn doch nicht sehen; denn Erlangen hoffe ich nicht so bald zu betreten.

Den ersten Tag ging ich bis Peyrbach, den zweiten bis Schärding, worauf ich dann gestern morgens den tausenden Inn passierte und in Bayern wieder eintrat. In Vilshofen wartete ich den Postwagen ab, mit dem ich hierher fuhr. Einen angenehmen Eindruck machte Ortenburg auf mich mit seinen malerischen Gehölzen, worunter ein Lärchenwäldchen.

6. Oktober 1822. Altdorf.

Hier bin ich nun seit gestern mittag und habe Zeit, den allenfallsigen dummen Streich, den ich gemacht habe, hinlänglich zu bereuen. Der Einfluß, den Wien auf mein ganzes Leben würde gehabt haben, ist unberechenbar, und ich habe mich willkürlich darum gebracht. Meine Ankunft hier war von keinen sehr günstigen Umständen begleitet. Das Städtchen hat vor acht Tagen einen Brandschaden erlitten, was mir gleich in die Augen trat. Ich kam hier an ohne alles Geld, da ich in Neumarkt für meinen Koffer sehr viel hatte bezahlen müssen. Daher konnte ich hier, ohne Beihilfe der etwas unfreundlichen Wirtin nicht einmal den Kutscher befriedigen, der mich von obgedachtem Orte hierher gefahren hatte. Dies setzte mich, wiewohl es nur momentan war, und ich heute morgens Geld von Ansbach erhielt, dennoch mehr als billig in Verlegenheit, weil ich mich nie in einem ähnlichen Zustande befunden hatte. Nunmehr bin ich bereits in der Wohnung, die ich gemietet. Sie ist mitten in der Stadt vor einem Brunnen. Die Stube, wiewohl schlecht genug möbliert, ist jedoch groß und hell. Dabei habe ich einen geräumigen Arbeitstisch auf einem erhöhten Tritte am Fenster. Mein Essen werde ich auch in demselben Hause bekommen, und insoweit bin ich bequem eingerichtet, und es hängt nur von mir ab, diese Zeit zu benützen. Ich habe die griechische Grammatik von Matthiae erhalten und werde morgen anfangen, sie durchzustudieren.

9. Oktober 1822. Altdorf.

Ein Zustand, der nur durch lange Gewohnheit erträglich werden kann, ist sehr mißlich, und meiner ist so. Ich ermangle hier so vieler Bequemlichkeiten, und so ganz ohne menschliche Gesellschaft zu leben, ist mir in meinen jetzigen Jahren und bei meiner Gewohnheit, mich mitzuteilen, kaum mehr möglich. Doch würde mir nicht viel besser sein, wenn ich nach Erlangen ginge, denn ich kann nicht vor mir selbst fliehen, und das Uebel, das mich drückt, liegt tiefer, als daß es durch einen Ortswechsel gehoben werden könnte. Vergebens täusche ich mich. In

Nun wähnte ich, daß ich nur in Altdorf, geschieden von der Welt, glücklich sein könne; und hier fühle ich, daß ich nirgends oder nur in einer so bedeutenden Umgebung, wie in Wien, eine gänzliche Aenderung meines Zustands zu hoffen wäre. Nach Nürnberg zöge ich gerne, um wenigstens besser zu wohnen, zu essen und zu schlafen; aber dort genießen mich teils die militärischen Verhältnisse, teils erlauben mir meine Finanzen nicht, nach Nürnberg zu ziehen, da ich schon hier mehr brauche, als ich habe. So bin ich von allen Seiten eingeengt und recht eigentlich hierher gebannt, und dieser Zwang ist es vielleicht, was mich bedrückt. Nach Erlangen zu gehen, hindert mich die Beschämung, die ich dort zu erwarten hatte. Jedermann glaubt mich in Wien, ich habe so feierlich Abschied genommen, und nun so ganz und gar unverrichteter Dinge zurückzukehren! Ich war nie in so schlechten Geldumständen, in Wien würde ich bei Bruchmann gelebt haben und wäre auch von dieser Seite geborgen gewesen. Nun machte ich diese Reise, die mich viel gekostet hat, um sie wieder zurück zu machen. Jetzt erst fühle ich, wie viele Unannehmlichkeiten solch ein Schritt nach sich zieht. Ich sehe mich überhaupt ganz auf die Knie gehen. Von poetischen Arbeiten ist keine Rede mehr. Sonst konnte ich mir auf jenem Wege Lust machen; jetzt ist alles verfliehet. Die nahen und ferneren Umgebungen dieser kleinen Stadt bieten recht viel Reizendes; kleine waldbige Wiesenthäler mit Quellen und Bächen, mit Eichen und Erlen; aber es befriedigt mich nichts mehr.

19. Oktober 1822. Altdorf.

Vergangenen Vierzehnten versuchte ich zufällig eine Ghasele von Hafis in Ghaselenform zu übersetzen, was mir auch gelang. Sie ist aus dem Buchstaben dal:

۱) رسید مژده که آمد بهار سبز دمید

Den Folgenden bekam ich den Hafis wieder zur Hand und über-
setzte ein paar Ghaselen in trochäischen gereimten Versmaßen. Als ich
sah, daß es sich gut ausnahm, und daß man so am ersten eine auch für
die Laien genießbare und gefällige Uebersetzung liefern könne, schrieb ich,
um mich zu dieser Arbeit auch äußerlich anzu-spornen, sogleich an den
Buchhändler Hilscher in Dresden, der früher etwas von mir in eine
Zeitschrift beehrte, und bot ihm ein Manuscript von sechs Bogen an,

1)

„Freut Euch, denn es kam der Frühling,
Und es grünet frisch der Rain.“ Hafis I, 542.

welches Uebersetzungen aus dem „Diwan“ von Hafis enthalten solle. Ich zweifle, ob er es annehmen wird. Das Manuscript ist unter der Zeit aber wirklich ziemlich herangewachsen. Am Fünfzehnten übersehte ich vier Ghafelen, am Sechzehnten fünfzehn, am Siebenzehnten abermals fünfzehn, am Achtzehnten neun, und heute, da die Produktionskraft schon zu sinken begann, vier. Ich habe daher mit der zuerst übersehten acht- undvierzig Gedichte beisammen, welche ich jedoch noch um einige zu vermehren gedenke. Ich versprach auch einige nötige Bemerkungen und eine kleine Abhandlung als Vorbericht dazu zu liefern.

21. Oktober 1822. Altdorf.

Vorgestern abend wurde noch ein Prolog an Goethe gedichtet, der meinem Werkchen vorgedruckt; er ist in Stanzen mit weiblichen Reimen und bis auf den Eingang, der Hafis mit Goethe in Verbindung setzen soll, vollendet. Ich glaube, daß es Aufsehen machen wird, da es eine Art Apotheose Goethes ist. Gestern wurden noch drei Ghafelen überseht, und ich denke das Werkchen nun abgeschlossen zu haben. Es sind fünfzig ohne die in Ghafelenform, welche am Ende abgedruckt werden soll. Es freut mich, daß ich noch vor meinem Geburtstage ein poetisches Ganzes, wenn man es so nennen kann, zu stande gebracht¹⁾. Doch bin ich nach Vollendung dieser Arbeit in den alten Zustand zurückgesunken. Ich finde hier keine Befriedigung und kann sie auch in Erlangen nicht finden. Selbst wenn Cardenio noch dort sein sollte, was kann ich hoffen? Und wenn er nicht mehr dort ist, was habe ich dort mehr als hier? Engelhardt ausgenommen, haben meine dortigen Freunde doch keine Anerkennung für mich, und ich verdanke es ihnen nicht viel. Ich habe, solange ich in Erlangen war, so viele dumme Streiche gemacht, mich in so manches verwickelt, daß ich mich scheue, wieder dahin zu gehen. Auch hat man meiner Neigung zu Rotenhan, zu Bülow, zu Liebig, zu Cardenio selbst, gewiß eine Deutung gegeben, die, so ungerecht sie ist, mich doch in die größte Bedrängnis setzen muß. Wenn nun vollends jener Brief von Iphofen jemals bekannt werden sollte, die größte Schmach und die größte Sünde meines Lebens, so ist mein Ruf auf ewig verloren. Alles kann ich nicht vor der Vorsicht ausfechten, die mir diese Neigung eingepflanzt hat seit meiner frühesten Jugend, von den andern verdiente ich statt der Scheltworte eher Mitleiden. Ich verlange nichts Unrechtes,

¹⁾ Prolog und Nachbildungen“ nach der Handschrift vollständig bei R. I, 64 und 551 ff.

nichts, was das Gesetz und die Natur verdammt, aber daß ich da nicht sollte lieben dürfen, wo mich Schönheit, Vorzüge, Gewohnheit fesseln, daß ich überhaupt gar nicht lieben sollte, dies ist eine härtere Forderung, als sie ein Mensch dem Menschen machen soll. Durch diese Neigung selbst bin ich schon unergründlich unglücklich, nie Erwidern, noch weniger Befriedigung hoffend, wird mein Zustand immer drückender. Hier kann ich mich zwar vor den Menschen verbergen, aber endlich muß ich doch wieder in die Welt hinaus, und wer sorgt für meine Zukunft, wenn ich mich nicht dafür anstrenge? O Gott, gib mir keine Zukunft.

Wien würde noch am besten für mich gewesen sein. Die ungeheure Beschäftigung, der beständige Umgang mit Freunden hätte mich meine Lage vergessen machen, und nur so lange bin ich glücklich.

Heute, um mich von der produktiven wieder zu meinen gewöhnlichen Arbeiten zu stimmen, und um das Schwarzwaldthal noch einmal recht zu genießen, machte ich eine größere Tour bis nach Steinach, wo der kleine, dunkle Fluß zwischen Felsen sich durchdrängt. Ein paar hundert Schritte vom Eisenhammer weg ist eine Nische im Felsen, wo man Bänke und Tische gesetzt hat und wo ich Studentennamen eingeschnitten fand, die mich an frohere Tage mahnten, die ich mit Freunden da zugebracht hatte. Ich blieb lange auf einer Bank sitzen und dachte an das Trostlose meiner Lage, indes das Wasser vorüberplätscherte und die Bäume rauschten von oben herab.

„Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtfinn die Natur verliehen“¹⁾.

24. Oktober 1822. Altdorf.

Abermals ein Strich durch die Rechnung. Ich wollte meinen heutigen sechsundzwanzigsten Geburtstag unter alten Freunden zubringen und ging daher gestern morgens nach Nürnberg, den bodenlosen Sandweg mich mühsam schleppend, um Frau von Schaden und ihre Tochter Luise, die indessen niedergekommen, aufzusuchen, aber ich fand alle Meubles, um gescheuert zu werden, auf dem Gange, und als ich fragte, so hieß es, daß Frau von Schaden ihre Tochter schon vorigen Montag nach Kissingen zurückbegleitet habe. So war ich nun wieder allein und ging mißmutig in ein Wirtshaus. Ich hätte zwar ein paar männliche Bekannte aufsuchen können, doch war mir darum nicht zu thun, und als ich einiges Nötige eingekauft und mich in einigen Buchläden umgesehen, verließ ich Nürnberg schon heute in aller Frühe, als der dicke Nebel sich in die

¹⁾ Goethe, Torquato Tasso. Akt II, Sc. 5.

Laufgräben der ehrwürdigen Stadt senkte und die Sonne allmählich hervorstrahlte, der ich entgegenschritt. Und so war denn auch für dieses Jahr meine Richtung nach Osten bestimmt.

Von Streinsberg habe ich schon zwei Briefe erhalten¹⁾. In seinem letzten will er aus meinem ersten nur zu deutlich bemerkt haben, daß man Ruhe und Sammlung des Geistes in der Einsamkeit vergebens suche. Er spricht überhaupt sehr freimütig über mich und meine Arbeiten, was ich ihm danke. Vorgestern wurden die vier ersten Stanzas zu meinem Prolog gedichtet.

26. Oktober 1822. Altdorf.

Ich gräme mich im stillen, und bei der ruhigsten Ueberlegung fühle ich, daß ein baldiger Tod das beste Geschenk wäre, was der Himmel mir geben könnte. Dann würde all das mit mir begraben, was mir so vielen Schmerz und anderen Störung und Aergernis veranlassen muß. Glückselig kann ich nicht sein, und nützen kann ich wenig. Jeder Augenblick kann ein größeres Talent hervorbringen. Das Andenken an Cardenio vergällt mir alle Gegenwart. Wenn ich ihn vergessen könnte, wenn ich in jenen ruhigen Zustand zurückkehren könnte, der nichts von Liebe weiß, wie schöne Stunden könnte ich in dieser Einsamkeit bei den erfreulichsten Studien verleben! So werde ich ewig umhergetrieben:

کرچه در طلبت هم عنان باد شام
 ۲) بکرد سرو خرامان قامتت نرسیدم

Ist dies Andenken vielleicht eine Vorbedeutung, daß wir uns wieder sehen werden? Wenn er mich geliebt hätte, wie leicht könnte ich an ihn schreiben und erfahren, wo er ist.

29. Oktober 1822. Altdorf.

Vorgestern fand ich ein noch blühendes Geißblatt an einem wilden verlassenem Orte, das ich als ein gutes Omen aufbewahrte und das mich zu einem Gedichte veranlaßte³⁾. Vorgestern wurde auch die Einleitung zu meinem Werkchen aufgesetzt⁴⁾. Gestern fing ich an, das Ganze in ein Heft

¹⁾ Briefe vom 6. und 17. Oktober d. J., erhalten in Mss. Mon. Nr. 69.

²⁾ Mit dem Nordwind um die Wette
 Dich verfolgend, kam ich doch
 Bis zum Staube der Zypresse
 Deines Wuchses immer noch.

³⁾ R. I, 25.

⁴⁾ Nach der Handschrift bei R. III, 209 ff.

ins Reine zu schreiben, und soeben bin ich damit fertig geworden, und habe auch einige Anmerkungen dazu geschrieben. Heute wurde eine Fabel gedichtet, die sich dem Ganzen zur Erbauung und Verdauung der Rezensenten anschließen mag ¹⁾. Zum Epilog habe ich jene Legende gewählt, von der in Passau die Rede gewesen ²⁾.

1. November 1822. Altdorf.

Gestern erhielt ich abermals eine Hiobspost. Selling meldet mir in wenigen Zeilen, daß er zwar eine Anstellung erhalten, aber Erlangen verlassen muß und sich an das Gymnasium nach Hof begeben muß. Es macht ihn sehr unglücklich, und ist auch mir ein großer Schlag, denn er war doch derjenige, mit dem ich am meisten umging. Doch, ich weiß nicht, wie es kam, glaubte ich noch mehr zu verlieren, wenn ich nicht bald zurückkehrte, kurz, ich faßte gestern den Entschluß, nach Erlangen zu gehen, sowie hier ein Monat zu Ende ist, was noch einige Tage dauert. Ich habe sogleich an Hermann geschrieben, mir womöglich eine Wohnung im Hoffmannschen Hause zu verschaffen, wo ich früher so angenehm und wohleingerichtet mich befand, so daß man in der That in ganz Erlangen keine ähnliche Bequemlichkeit und Reinlichkeit findet. Doch sind jene Quartiere immer sehr besetzt, besonders im Winter, wo viele neue Studenten ankommen. Von hier vertreibt mich auch vorzüglich der Mangel aller Art, dem ich ausgesetzt bin. Kost und Bett ist unendlich schlecht, und ich kam von Linz, wo es mir so gut behagte. Mit den Shakespeareschen Sonetten habe ich heute einen weiten Spaziergang gemacht und Grünsberg berührt, was ich fast jeden Tag besuche, da es sehr malerisch liegt und so viele angenehme Fuß- und Fahrwege dahin führen. Mein Gedanke war Cardenio, der auch schon auf diesen Fluren gewandelt, während des Auszugs der Studenten im vorigen Winter. Werde ich ihn wiederfinden, so ist's der schönste Zufall meines Lebens.

4. November 1822. Altdorf.

Morgen denke ich einzupacken und übermorgen abzureisen. Ich war heute noch in Grünsberg. Ich hatte die ganze Zeit her immer das schönste Wetter. Gestern langten die von Engelhardt verlangten Bücher an, freilich spät genug; doch habe ich mich noch an dem Bande von Goethe und den Elogen von Camoëns mannigfach ergötzt. Ich habe

¹⁾ Mff. Mon. Nr. 15.

²⁾ Siehe S. 554.

die letzte Zeit zwei Dichtungen von Dehleschlager gelesen, die ich bei mir habe: „Fischer“ und „Helge“¹⁾. Doch hat mich keine besonders affiziert. Der „Fischer“, ebenfalls aus Märchen von „Tausend und einer Nacht“ zusammengesetzt, kommt dem „Aladdin“ durchaus nicht gleich, und „Helge“ scheint mir eine verfehlte Nachahmung der griechischen Tragödie zu sein, die hier auf die skandinavische Heldensage übertragen worden. Einen größern Genuß gewährte mir eine andre Lektüre von Comper, das lange didaktische Gedicht „The Task“²⁾. Besonders erfreute ich mich am ersten Buch, das ich vor einigen Tagen auf dem Spaziergange las. Es ist freilich wie die ganze neuere englische Poesie beschreibend und reflektierend, aber doch voll Wahrheit und Natur.

5. November 1822. Altdorf.

Heute morgens, als ich aufstand, dachte ich mir folgendes: Es sind sieben Fälle möglich, die in Erlangen über mich bestimmen werden: Denn entweder ist erstens Cardenio in Erlangen, und Hermann hat mir bereits eine Wohnung gemietet, und dann bleibe ich ohnedem, oder zweitens Cardenio ist dort, und Hermann hat noch keine Wohnung für mich genommen, dann miete ich selbst eine und bleibe, oder drittens Cardenio ist da, begegnet mir aber unfreundschäftlich, ich habe jedoch bereits eine Wohnung, und muß also bleiben, oder viertens Cardenio ist da und ich finde noch keine Wohnung, und Cardenio nimmt mich so auf, daß ich einsehe, ich müsse ihn lieber meiden, dann gehe ich nach Ansbach, oder fünftens Cardenio ist nicht da, und ich habe noch kein Quartier, dann gehe ich nach Ansbach, oder sechstens Cardenio ist nicht da, und Hermann hat mir schon eine Stube gemietet, und dann muß ich bleiben, oder siebentens Cardenio ist nicht da, und ich habe auch noch keine Wohnung, jedoch Schellings Vorlesungen oder andere Umstände bewegen mich, in Erlangen zu bleiben. Es ist wohl möglich, daß noch ein Ahtes möglich wäre. Für erst muß ich jedoch auch dieser Sieben entsagen; denn ich erhielt diesen Morgen noch einen Brief von Hermann, worin er schreibt, daß er mir bereits ein Zimmer im Hoffmannschen Hause gemietet habe. Nach seiner Beschreibung liegt es gerade neben demjenigen, wo Bülow wohnte, wo Cardenio wohnte, und vielleicht (Gott gebe es!) noch wohnt. Der Herr hat mir so weit geholfen, ich darf vertrauen, daß er weiter hilft, und dann muß ich mich des Ummwegs freuen, den er mich geführt hat.

¹⁾ Die beiden Dramen waren 1816 und 1814 erschienen.

²⁾ Vgl. Band I, S. 269, Anmerkung ²⁾.

6. November 1822. Erlangen.

Cardenio ist nicht hier; aber er kommt, hoffentlich kommt er; wenigstens hat er seine Stube noch in Beschlag, die neben derjenigen liegt, in welcher ich dies schreibe.

8. November 1822. Erlangen.

Meine jetzige Stimmung ist schwer zu beschreiben. Auf der einen Seite die schöne Hoffnung, ihn zu sehen, die mir das Schicksal nach so manchen Hindernissen so nahe legte, auf der andern Seite jene Furcht, meine Wünsche möchten dennoch unerfüllt bleiben, auch wenn Cardenio wirklich hier sein wird, wofern er nicht ein gütigeres Betragen gegen mich annimmt. Gleichwohl fühle ich mich ruhig, wenn ich bedenke, von welcher Unstätigkeit ich in Linz und noch in Altdorf umhergetrieben wurde, während ich so wenig Aussicht hatte, Cardenio jemals wieder zu begegnen. Ich zeichne ein Sonett auf, das ihm vielleicht einst übergeben wird.

Engelhardt hat meinem neuen Manuskripte seinen Beifall gegeben. Ich habe auch Schelling davon gesprochen, den ich gestern vor Tische besuchte und der mich zu einem Spaziergange einlud; seine Schwägerin ist gegenwärtig wieder

11. November 1822. Erlangen.

Sonett.

Im Herzen ungewiß, ob ich dich fände,
Mußt' ich den Weg hierher zurücklegen,
Und Bangigkeit ergriff mich deinetwegen,
Ob nicht mein Hoffen wie ein Traum verschwände.

Getrennt durch tausendfält'ge Gegenstände,
Sah'n wir zerstreut uns auf verschiednen Wegen,
Und ach, wir drückten uns, wie Freunde pflegen,
Zum bittern Abschied nicht einmal die Hände.

Wie konnte wissen ich, an welcher Stätte
Du weiltest, ach! und welcher Freund indessen
Sich deiner lieben Gegenwart erfreute?

¹⁾ Vom Autor durch Herausschneiden des Blattes verursachte Lücken.

Und wenn ich nun dich nicht gefunden hätte?

Doch, Freund, ich will dies eitle Wenn vergessen,
Denn was ich lang ersehnt, erblick' ich heute.

Um dies Sonett zu erklären, bedarf nur gesagt zu werden, daß Cardenio wirklich hier ist. Er kam heute nacht nach ein Uhr mit mehreren Freunden, und da es so spät war, stieg er im Gasthof ab und betrat erst heute morgens unser Haus. Ich sah im Vorbeigehen Feuer in seinem Ofen, klopfte an seine Thüre, öffnete und fand ihn, wie ich wünschte, allein. Ich sagte ihm zum Theil schon heute, inwieferne meine Reise nach Wien mißglückt sei. In sein Herz konnte ich nicht sehen. Ob er mir gewogen oder nicht, er hat mir weder für noch wider Beweise gegeben. Doch sagte er, daß er mich besuchen wolle, und Gott gebe, daß er es nicht bloß gesagt. Vielleicht wird eine Zeit kommen, zu erfahren, was er von mir denkt, und vielleicht sogar eine, zu erfahren, daß er mein Freund ist. Seine Ankunft war wenigstens hinreichend, mich sehr heiter zu stimmen.

14. November 1822. Erlangen.

Am Elften habe ich meine regelmäßigen Studien begonnen. Matthiäs (Grammatik¹⁾) habe ich wieder von vornherein angefangen und streiche mir alle angezeigten schwierigen oder merkwürdigen Stellen in den Schriftstellern, die ich am meisten liebe, an. Es sind deren neun: Homer, Herodot, Pindar, Anakreon, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, Theokrit und die Bacchantinnen von Euripides. Die Arbeit ist bedeutend und auch die Zeit, die daran gewandt wird. Doch wird es mir einst die genussvolle Lektüre dieser Dichter sehr erleichtern. Des Morgens, wenn ich aufstehe, lese ich zuerst etwas im Neuen Testamente, dann geht's sogleich an den Matthiäs. Dies dauert bis halb eins, wo ich zu Tisch in den Walschich gehe. Nach Tische wird spazieren gegangen, sodann wieder Matthiäs studiert bis gegen halb acht Uhr, wo ich auf kurze Zeit zum Abendessen ausgehe. Die übrige Zeit, nachdem ich zurückgekommen, bis ich mich niederlege, bleibt meinem Tagebuche, meinen Briefen und meiner sonstigen Lektüre aufbehalten. Doch habe ich auch hierin immer nur ein einziges Buch vorliegen. Diese Regelmäßigkeit meines Lebens thut mir sehr wohl. In den Abendstunden wird auch zuweilen zu Pfaff, zu Schelling, zu Schubert gegangen. Bei letzterem war ich gestern. Er

¹⁾ Vgl. S. 557.

war diese Ferien in Salzburg, Tirol und Oberitalien. Er hat bei seiner Zurückkunft meine Vermischten Schriften gelesen, die er sehr lobte, was ich gar nicht erwartet und ihm daher auch kein Exemplar geschenkt hatte. Mein jetziger Zustand wäre vielleicht zu einförmig, wenn nicht Cardenios Umgang eine schöne Mannigfaltigkeit hineinlegte. Von seinem Umgange kann ich freilich noch wenig sprechen. Vorgestern und gestern war ich nicht ohne Bangigkeit, da mir schien, als weiche er mir aus. Doch besuchte ich ihn gestern abend, und als ich ihn, zu Schubert gehend, auf der Straße begleitete, lud ich ihn nochmals dringend ein, zu mir zu kommen. Er bat mich um etwas von Goethe, von dem er noch gar nichts gelesen, da er, in Frankreich erzogen, wenig mit der deutschen Litteratur bekannt ist. Ich schlug ihm vor, daß wir etwas zusammen lesen sollten. Mit einem Freunde wie Cardenio einen Dichter wie Goethe zu lesen, scheint mir der größte Genuß von der Welt. Heute morgens kam Cardenio wirklich, wiewohl nur auf kurze Zeit. Ob er mich eigentlich liebt, habe ich noch nicht ergründen können; aber ich freute mich sehr, ihn bei mir zu sehen. Wer hätte dies vor zwei Monaten gedacht, als ich an der österreichischen Grenze saß und vergebliche Seufzer in die Unmöglichkeit, ihn wieder zu sehen, hinausfandte? Und nun trennt ihn eine Wand von mir, ja auch diese fällt.

21. November 1822. Erlangen.

Aus Cardenio bin ich noch nicht klug geworden, und ich fürchte, er ist von der Art, daß man nicht aus ihm klug werden kann. Nachdem ich ihn mehrere Tage nicht mehr gesprochen hatte, war ich heute den ganzen Nachmittag bei ihm, und er kam von da zu mir, wo ich ihm das schöne Gedicht von Rückert, die „Griechischen Tageszeiten“, vorlas. Doch sagte er gar nichts darüber, und ich befürchte, daß es ihm überhaupt an Sinn für Poesie fehle, was bei seiner französischen Erziehung und seinen eifrigen juristischen Studien wohl der Fall sein könnte. Dann freilich glaube ich nicht, daß wir auch nur einigermaßen zusammentaugen, und es wäre unvernünftig, mich durch sein Aeußeres bestechen zu lassen. Ich erwähnte Goethes und unserer gemeinschaftlichen Lektüre; doch meinte er, daß er zu wenig Zeit habe und die Pandekten mit dem „Code Napoléon“ vergleichen müsse. Gleichwohl bringt er Zeit genug in seinem Commercehause und ähnlichen Orten hin. Auch persönlich kann man sich nicht wohl kälter und unfreundlicher betragen, als er es thut. Meine Freude, ihn so unverhofft wieder zu finden, und ihm so nahe zu sein, erwiderte er mit der äußersten Gleichgültigkeit und versicherte mich,

sehr ungerne in Erlangen zu sein. Es wäre thöricht, wenn ich mich durch dies zurückstoßende Wesen reizen ließe, seine Freundschaft und Achtung gleichsam erzwingen zu wollen. O Gott! Werde ich vielleicht dahin kommen, auf das Bitterste bereuen zu müssen, daß ich, statt nach Wien, hierher zurückkehrte?

30. November 1822. Erlangen.

Sonett.

Du bist zu jung, o Freund, um schon zu lernen,
Wie sehr das Leben uns die Schulter drücke,
Und wie wir wähnen oft, zu nah dem Glücke,
Da mehr und mehr wir uns von ihm entfernen.

Es folgt die Jugend ihren guten Sternen,
Gleichviel, wohin sie das Geschick entrücke;
Doch sinnend weist das Alter an der Brücke,
Die es geleiten soll in öde Fernen.

Du bist zu jung, du hast noch nicht erfahren,
Wie oft der Geist um Ruh' bemüht vergebens,
Sich bald nach Norden sehnt und bald nach Süden.

O, möchtest du's zu keiner Zeit gewahren,
Der du die jungen Tage deines Lebens
Als Stützen leihen willst dem Lebensmüden.

1. Dezember 1822. Erlangen.

Eine Stelle in einem Briefe Juggers, den ich gestern erhielt, scheint mir merkwürdig: „Da Du Dich denn doch,“ schreibt er, „in manchem, was die Menschen erfreut und bewegt, zu den Entsagenden rechnest, so ziemt Dir ja eine rastlose Wanderschaft“¹⁾. Diese auf Goethes Wanderjahre anspielenden Worte sind nur zu sehr aus meiner Seele gegriffen. Eine rastlose Wanderschaft wäre eigentlich die wahre Bestimmung meines Lebens, und ich sehne mich stets darnach, sogar im Winter. An bedeutenden Orten längere Zeit zu bleiben und dort zu studieren, sodann aber den Stab weiter zu setzen; dies wäre eigentlich, was mich allein glücklich machen könnte. Denn ein ruhiger, bleibender Zustand ohne Häuslichkeit muß über kurz oder lang immer unerträglich werden. Wie sehr ich mich zu den Entsagenden zählen darf, zeigt mir das Verhältnis mit Cardenio wieder hinreichend; nicht als ob er selbst mich dazu durch sein Betragen verbindlich machte; sondern ich selbst mache

¹⁾ Windtuy a. a. D. I, S. 156.

mich, durch die Natur dieses in aller Zartheit bewahrt sein wollenden Verhältnisses, dazu verbindlich. Von dem, was in den letzten Tagen zwischen uns vorgegangen, sage ich nur so viel. Den 26. November hatte ich des Abends, als ich bei ihm war, einen seltsamen Handel mit Cardenio. Ich wollte ihn zwingen, sein hinterhältiges Wesen beiseite zu legen und sich freimütig zu erklären. Da er dies aber nicht wollte, noch auch durch einen etwas sonderbaren Vorschlag von meiner Seite dazu bewegt werden konnte, so verließ ich ihn, jenem Vorschlage gemäß, in der Absicht, ihn nicht mehr zu besuchen. Doch fühlte ich bald, daß ich Unrecht hatte. Denn gerade bei seinen Weigerungen und bei allem, was er sagte, leuchtete nur zu sehr hervor, daß er mir nicht abgeneigt sei. Daher ging ich den Achtundzwanzigsten morgens wieder zu ihm und sagte ihm, daß wir von nun an alle gegenseitige Quälerei ablegen sollten. Abends solle er zu mir herüber kommen. Nach Tische war ich mit Pfaff auf der „Windmühle“, der gerade einen sehr geistreichen Tag hatte. Später kam auch Schubert, der mich für den Abend zum „Ulrich“ einlud. So heißt eine Gesellschaft, die bei den Mitgliedern herumgeht. Als ich wieder zu Hause war, kam Hermann, und auch mit ihm wurde manches Geistreiche verhandelt. Vor einiger Zeit habe ich ihm auch einiges aus meinem neuesten Manuskripte mitgeteilt, das ihn sehr ansprach. Da es Hilscher ausgeschlagen, schickte ich es an Cotta. Cardenio kam wirklich, nachdem mich Hermann verlassen hatte, und ich benutzte die kurze Zeit, die wir beisammen blieben, ihm etwas von Goethe vorzulesen, da er noch keine Zeile von ihm kannte. Ich las „Die Braut von Korinth“, „Der Gott und die Bajadere“ und „Wanderer und Bäckerin“. Er schien aufmerksam zuzuhören; und es schien ihm nicht zu mißfallen, und vielleicht gelang es mir gerade durch mein Lesen, ihn an den schauervollen Zauber, der über „Die Braut von Korinth“ ausgegossen, zu fesseln. Ein eigentliches Urtheil konnte ich aus seiner Einförmigkeit nicht hervorlocken.

Als er weg war, ging ich zu Schubert, wo ich auch noch schöne Stunden hinbrachte, und so ist mir dieser Tag auf eine sehr einflußreiche Weise verfloßen. Engelhardt war ebenfalls zugegen, den Schubert und Pfaff schon ein paarmal eingeladen und an sich zu ziehen scheinen, da sie sonst ihm eigentlich nicht geneigt schienen. Er wird nun wahrscheinlich Mitglied dieses Zirkels bleiben. Pfaff wünscht Beiträge für sein astrologisches Taschenbuch, und wir haben ihm Hoffnung gemacht, etwas für diesen Zweck aus dem „Manilius“ oder „Aratus“ zu übersetzen.

Mit Cardenio waren mir diese letzten Tage das Glück nicht günstig.

12. Dezember 1822. Erlangen.

Sonett.

Als ich gesehn das erste Mal dich habe,
Schienst du mir schön, wiewohl von Stolz befangen,
Die Stimmen tönten und die Gläser klangen,
Und bald verschwandst du wieder, schöner Knabe.

Indessen griff ich nach dem Wanderstabe,
Doch blieb ein leiser Wunsch im Herzen hangen,
Und Schneelawinen gleichet das Verlangen,
Es wächst und wächst, damit es uns begrabe.

Dann ward ich, als ich wieder dich gefunden,
Und mehr und mehr gelernt, dich treu zu lieben,
Aufs neu getrennt von dir, und neu verbunden.

So hat das Glück uns hin und her getrieben,
Im Wechseltrug der wandelvollen Stunden,
Und nur dein Stolz und deine Schönheit blieben.

Gruber war ein paar Tage von Bamberg hier, was mir viele Freude machte. Er ist nun der älteste von allen meinen Freunden, da wir uns seit sechzehn Jahren kennen. Doch vergißt man bei so kurzen Zusammenkünften oft, sich das Wichtigste und Interessanteste mitzuteilen, und überläßt sich nur dem Tage und was er bringt. Heute begleitete ich Grubern bis eine Stunde über Forchheim hinaus, an welchem Ort wir noch etwas zusammen aßen. Als ich zurückgekommen war, ging ich zu Cardenio, der eben mit einem gewissen Belfort, einem schon ziemlich bejahrten Doktor der Medizin, der sich hier aufhält, einen Spaziergang machen wollte, um seine Kameraden in Schallershofen aufzusuchen. Wir gingen dorthin, wo wir ziemlich lange blieben, und ich mich freilich nicht sehr erbaute; denn der Ton der meisten Studenten ist von Herzen geistlos; doch saß ich mit Cardenio besonders an einem Tischchen, und er bot mir an, früher nach Hause zu gehen. Es war Nacht geworden, und wir zündeten eine Holzfacel an, die Cardenio trug. Einzelne Sterne blinkten am dunkeln Himmel und die Deichsel des Wagens eilte dem Horizonte zu. So ging ich durch die stille Nacht, an der Seite des schönsten Facelträgers.

14. Dezember 1822. Erlangen.

Seit einiger Zeit hat meine Tagesarbeit einige Abwechslung bekommen, da ich mir von Rückert, was er vom Schah Nameh abgeschrieben,

schicken ließ und selbst abschreibe. Rückert hat viele Glossen beigelegt, die zum Verständniß sehr dienlich sind. Mein Manuskript hat mir Cotta wieder zurückgesandt, und ich lasse es vorerst liegen.

Mit Hermann komme ich öfters zusammen, und Goethe ist der gewöhnliche Gegenstand unseres Gesprächs. Heute nachmittag wagten wir miteinander den ersten Eislauf auf dem Alt-Erlanger See.

Sonett.

Mehr als des Lenzes, voll von Huld und Gnade,
Gebest' ich jener Winternacht, der kalten,
Als ich gesehn dich eine Fadel halten,
Mir vorzuleuchten auf dem öden Pfade.

Und folgend immer deinem Tritt gerade,
Sah ich unzähl'ge Funken sich entfalten,
Umprühende die schönste der Gestalten,
Sobald du, Freund, die Fadel schwangst im Rade.

Gestirne wurden neidisch aus der Ferne
Dein Licht gewahr, und liebend schien der Wagen
Auf dich zu senken seine sieben Sterne.

Still warst du selbst, ich wagte nichts zu fragen:
In solchen Stunden schweigt man allzugerne;
Doch was du dachtest, wer vermag's zu sagen?

16. Dezember 1822. Erlangen.

Sonett.

Da kaum ich je an deine Locken streife,
So deucht die stolze Mütze, die dich schmückt
Und deine krausen Haare niederbrückt,
Beneidenswerter mir, als goldne Reife.

Und so beneid' ich diese leid'ge Pfeife,
Die deiner Lippen ew'ger Ruß beglückt:
Doch ihrem Rauch, der stets sich uns entrückt,
Gleicht deine Gunst, nach der umsonst ich greife.

Des Stolzes schäme dich, des allzu schroffen,
Und nie mißgönne mir die lock'gen Ringe,
Die du vergönneest jenen toten Stoffen.

Und laß mich, schein' ich nicht dir zu geringe,
An dieses Rohres Platz zu treten hoffen:
Dein Sklave bin ich unter dem Bedinge.

24. Dezember 1822. Erlangen.

Vorgestern, am Thomastage, wo sich immer alles in Nürnberg versammelt, war auch von hier eine große Gesellschaft dort, die im „Roten Roß“ speist. Ich lernte bei dieser Gelegenheit den berühmten dänischen Physiker Dersted¹⁾ kennen, dessen Geburtstag auch gerade war. Vor Tische ging ich noch mit Schelling umher; nach Nürnberg jedoch selbst ging ich in Hermanns Gesellschaft. Das Gespräch war meist Goethes „Natürliche Tochter“, die ich den Abend vorher vorgelesen. Wir waren beide davon ganz begeistert. Des Abends besuchte ich den Christkindelsmarkt und kaufte einige Kleinigkeiten für Pfaffs und Schellings Kinder ein. Pfaff bot mir zum Nachhausefahren einen Platz in seinem Wagen an.

29. Dezember 1822. Erlangen.

Ich habe nun die „Aeneis“ wieder durchgelesen und mich mannigfach daran erfreut. Diese Lektüre habe ich schon in Altdorf, auf den anmutigen Spazier-

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —²⁾
 meiner jetzigen Lage sein. Doch ist daran wenig zu denken. Allein ich werde dennoch, wegen der neuen Militäreinrichtungen zu meinem Regimente zurückkehren müssen, um wieder in den leidigen Dienst zu treten. Wenn ich hier bleibe, so werde ich diesen Frühling einer angenehmen Einladung Döllingers folgen, mit dem ich jetzt wieder fleißiger korrespondiere. Er ist gegenwärtig Kaplan bei einem alten Pfarrer zu Markt Scheinfeld, in einer reizenden Gegend, welche die Grenze zwischen dem oberen und unteren Franken macht. Ein solcher Landaufenthalt in der schönsten Jahreszeit würde mir um so angenehmer sein, da mir Döllinger, wie wir ehemals in Würzburg pflegten, gemeinschaftliche Studien vorgeschlagen hat. Diesmal soll, außer griechischer Lektüre, das Sanskrit angefangen werden, wozu sich Döllinger die nötigsten Hilfsmittel von Frank in Würzburg auf einige Zeit zu verschaffen denkt. Aus Würzburg habe ich einen Brief von Gruber, worin er schreibt, daß Wagnern allerdings mein damaliges Sonett nicht entgangen sei, und daß er gegen ihn geäußert habe: „Platen hat mir ja ein Paar alter Strümpfe an den Hals

¹⁾ Hans Christian Dersted (1777—1851), der Entdecker des Elektromagnetismus, welcher seine Lehre vielfach in Vorlesungen auf Reisen verbreitete. Starb als Professor in Kopenhagen.

²⁾ Vom Autor ein Blatt später herausgerissen.

geworfen“¹⁾. Mit Rückert wird fleißig korrespondiert, jedoch meist nur in gelehrten Geschäftssachen, wie man es nennen könnte. Bruchmann hat auf mein Ansuchen Hammern in Wien das Versprechen abgenommen, mir einen vollständigen Coder von „Gafis“ zu leihen; bis jetzt warte ich jedoch vergebens auf dessen wirkliche Ankunft. Brockhaus hat mir das Honorar für meine zwölf Sonette in die „Urania“ geschickt. Es beträgt neunundzwanzig Gulden. Schelling sucht mir einen Verleger für meine Gafisübersetzung und andere neue Sachen in dem Buchhändler May in Breslau zu verschaffen, an den er zu schreiben hat.

24. Februar 1813. Erlangen.

Wenn ich mein jetziges Leben betrachte, so kann ich mich nicht genug beklagen, und nicht genug die Stunde verwünschen, in der ich mich entschloß, nicht nach Wien zu gehen, wo ich geistvolle Freunde, wo ich tausend Hilfsmittel für jede Art von Studien, wo ich ein bewegtes, großes, zu poetischen Produktionen aufregendes Leben würde gefunden haben. Ich glaubte in Altdorf, ich glaubte hier der tiefsten Ruhe, der ununterbrochensten Beschäftigung zu genießen; aber statt dessen werde ich auf das unstätteste umhergetrieben. Mit Cardenio, der mich vor allem hierher zog, mit Cardenio, den ich kaum wiederzufinden hoffte und dennoch durch diese Hoffnung heimlich und unbewußt nach Erlangen zurückgetrieben wurde, mit Cardenio, von dem mich gegenwärtig nur eine Wand trennt, bin ich endlich, nachdem wir uns die ganze Zeit nicht mehr gesprochen, so weit gekommen, daß wir uns auch nicht einmal mehr grüßen. Ich habe ihn ganz aufgegeben, aber ich kann ihn noch nicht ohne Wehmut betrachten. Ich denke der schönen Stunden, die wir in Streitberg, die wir hier zusammen lebten, ich denke der Sonette, der Ohaselen, in denen ich seine Gestalt, sein mildes Wesen zu verherrlichen suchte, während ich mich jetzt in Verhältnissen herumtreibe, die nicht würdig sind, besungen zu werden. Bei dem allen, bei den vielen Zeichen, die er mir von Stolz, von Zurückhaltung gab, und die mich antrieben, einen Ersatz für ihn zu suchen, bei dem allen muß ich mir eingestehen, daß er mich wirklich liebte, daß Jugend, Schüchternheit, Studenten sitze und Fleiß in seinen juridischen Arbeiten einen großen Anteil an dem hatten, was ich seine Kälte nannte. O, und was ich mir am liebsten gestehe, mein Verhältnis zu ihm war durchaus edel, und nie fühlte ich mich an seiner Seite in einer Stimmung, die ich bereuen dürfte. Wenn

¹⁾ Brief vom 21. XII. d. J.; vgl. Mff. Mon. 67, 3. c.

er gewollt hätte, wenn das Schicksal nicht immer thäte, was wir nicht erwarten, was uns entgegen ist, so würde dieser Winter glücklicher verstrichen sein.

8. März 1823. Erlangen.

„Before the chastener humbly let me bow,
O'er hearts divided and o'er hopes destroyed,
Roll on, vain days! Full reckless may ye flow,
Since time hath reft what e'er my soul enjoyed,
And with the ills of Eld mine earlier years alloyed.“ [190]

Ich war nahe daran, diese Verse zu verstehen, und bin es noch. Es ist eine traurige Erfahrung, zu fühlen, daß nun die schönste Zeit des Lebens verflossen sei. Und dies fühle ich nun, indem ich in meine Militärverhältnisse zurückkehren muß. Wenn ich auch später mich wieder davon loswinden werde, eine so freie, ungezwungene Existenz wie die fünf Jahre meines Universitätslebens werde ich nie mehr gewinnen können. Am Zweiten dies, nachdem ich spät abends nach Hause kam, weil ich Hermann, der noch gar nichts von Calderon kannte, die „Andacht zum Kreuz“ in der Schlegelschen Uebersetzung vorgelesen hatte, fand ich einen Brief meines Regiments vor, der mir allen weiteren Urlaub abschlug und mir befahl, mich bis Fünften in München zu melden. Dies setzte mich sehr in Bestürzung, da es mir fürchterlich erschien, aus der freiesten Lage plötzlich in die zwangvollste überzugehen und mich schneller von hier loszumachen, als es meine Verhältnisse erlaubten. Ich kehrte sogleich zu Hermann zurück, um mit diesem zu ratshlagen, das Drohende wenigstens für den Augenblick abzuwenden, um Zeit zu gewinnen, meine hiesigen Angelegenheiten zu ordnen. Das Beste schien uns, vermöge eines ärztlichen Krankheitsattestes, einigen Aufschub zu verlangen. Den anderen Morgen ging ich zu Schelling und bat mir auch von Hufschberg Rat aus. Dieser meinte, daß ich in München persönlich noch am meisten ausrichten würde, doch würde ich dabei Reise- und andere Kosten aufzuwenden haben, sollte ich auch wieder hierher zurückkehren dürfen. Schelling zeigte sich sehr teilnehmend und thätig, er meinte auch, daß ich durch ein ärztliches Attest wenigstens vierzehn Tage gewinnen müsse, und er wolle unterdes an den Kronprinzen schreiben, ob sich dieser vielleicht für mich verwenden wolle. Ich ging sodann zu Doktor Hoffmann [191], mit dem ich in der letzten Zeit näheren Umgang als sonst gehabt hatte, und bat ihn, mir ein solches Zeugnis auszustellen, was er auch that, und was ich sogleich an mein Regiment schickte. Nun schlürf ich noch die letzten schönen Tage.

9. März 1823. Erlangen.

Von zwei Rheinländern, die ich vorgestern auf einem Spaziergange nach Brück, wohin ich nach Tische alle Tage komme, begegnete und kennen lernte, und wovon der eine, der in unserem Hause wohnt, Wolf, und der andere Krieger heißt, erfuhr ich offiziell, was ich schon durch das Offenstehen aller Fenster vermutet hatte, daß Cardenio bereits abgereist ist, ohne wieder hierher zu kommen. Wie schnell war dieser Traum verschwunden, der mich von so weit hergelockt hatte, und der sich so überaus lieblich zeigte, als ich vor vier Monaten neben Cardenio zu wohnen kam. Ein leiser Schauer überfällt mich, wenn ich nun an seiner verschlossenen Thüre vorübergehe. Es ist erstaunlich, wie viel sich ertragen läßt.

Da es morgen ein Jahr ist, seit ich Liebig kennen lernte, so erneute sich mir dessen Bild auf das lebhafteste. Er war der einzige, dessen Umgang mir einen reichlichen Gewinn verschafft haben würde, der einzige, dem ich meine Poesien, auch die an ihn gerichteten, mittheilen konnte, der einzige endlich, der mich mit wahrer, inniger Liebe liebte. Mit welcher Freude erinnere ich mich des Abends, an dem wir zuerst zusammen kamen, wo ich endlich die Einsamkeit suchen mußte, nur um das Glück ertragen zu lernen; und der Stunden, in denen wir den Faust lasen, und des herrlichen Sommernachmittags, den wir in der Fasanerie bei Darmstadt zubrachten, wiewohl es damals nicht ohne heftige Ausbrüche abliefe. Aber es war besonders ein Augenblick dabei, in welchem ich eine unbeschreibliche Empfindung hatte, die ich weder vor- noch nachher in diesem Grade kannte. Es war nach den freundlichsten Gesprächen, als wir an dem Lustplatz ankamen, auf einer Bank Liebig mir gegenüber Platz nahm und sodann aufstand, etwas für uns zu bestellen. Das Gefühl, so sehr zu lieben und so sehr geliebt zu werden, durchdrang mich auf das innigste, und ich empfand im höchsten Grade das, was man Glück, ja was man Seligkeit zu nennen pflegt.

Diese Gedanken beschäftigten mich heute morgens so lebhaft, daß ich, als ich einen scheinbar fremden jungen Mann, ungefähr in Liebig's Größe, vorübergehen sah, meinte, es müßte Liebig selbst sein, mich so gleich anzog und auf die Straße eilte. Doch jener ist wahrscheinlich in Paris, wohin ihn der Großherzog reisen ließ.

Mehrerer kleineren, neueren Gedichte erwähnte ich nicht, doch von heute will ich eine Ghasele anführen, die unter den verschiedenartigsten Einflüssen entstanden, und die mich in diesem Augenblicke noch ganz er-

fällt. Sie fängt an: „Ein Frühlingsatem kommt aus deinen Landen her“¹⁾.

13. März 1823. Erlangen.

Eine Ghasale von heute: „Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen“²⁾ zu erklären, diene folgendes. Kriegers große Schönheit mußte einen bedeutenden Eindruck auf mich machen. Leider kannte ich ihn nur wenige Tage, und heute verließ er Erlangen auf immer. Nur zweimal haben wir uns längere Zeit unterredet, und nicht viel öfter sahen und grüßten wir uns diese kurze Zeit her. Nach Tische ging ich heut zufällig am Rheinländer Kommißhaus vorüber und sah ihn mit Brubbacher und noch ein paar anderen einsteigen. Wir drückten uns noch ein paarmal die Hand, sie fuhren ab und nun entstand auf einem Spaziergange ein kurzes Gedicht, in welchem die Sehnsucht der Liebe und der Schmerz des Verlustes ineinander hineinfließen.

Was meine äußeren Verhältnisse anbetrifft, so haben sie sich ganz gebessert. Schon gestern in aller Frühe schickte mir Schelling durch seinen jüngsten Knaben die Antwort des Kronprinzen, worin dieser sich für mich verwenden und dem Feldmarschall schreiben will. Und gestern abends erhielt ich einen Brief von Saporta, der jetzt Adjutant meines Regiments ist, daß ich auf Befehl des Feldmarschalls weiter beurlaubt werden solle und ein neues Gesuch einreichen dürfe. Ohne diese Erneuerung behaglicher Verhältnisse würde ich kaum so viel andere Entbehrungen ertragen haben. Mit Recht jedoch machte mich Schelling gestern aufmerksam, daß ich nach Verlauf eines abermaligen Studienurlaubsjahres als Dichter verpflichtet sei, mich wieder einmal in den Strom einer größeren Welt zu werfen, wozu auch Rat werden solle.

31. März 1823. Erlangen.

Wir haben die schönsten Frühlings- und Ostertage, und ich habe mich, da meine übrigen Freunde abwesend, mich mit Studenten und zwar mit den Rheinländern herumgetrieben. Vorgestern waren wir auf dem Ratsberge, gestern am Ostersonntage in Uttenreuth. Freilich sind nur ein paar unter diesen jungen Leuten, mit denen ich mich eigentlich unterhalten kann. Wolf nannte ich schon, der andere heißt Knöbel, der tüchtigste und hübscheste von allen, aber mir zuerst von keiner gefälligen

¹⁾ R. I, 128 in der späteren Lesart: „Ein Maienatem“ u. s. w. Zuerst „Neue Ghaselen“, S. 5.

²⁾ R. I, 129.

Seite bekannt. Denn er war es, an den mich vorigen Sommer Liebig in Heidelberg adressierte. Ich suchte ihn sehr oft auf, ohne ihn anzutreffen. Endlich schrieb ich ihm, daß ich, an ihn angewiesen, ihn nicht habe finden können und im „Prinz Karl“ wohne. Er besuchte mich keineswegs, sondern schrieb mir nach ein paar Tagen wieder ein Billet (dies hat sich zufällig erhalten), daß wenn ich von Liebig's Schicksal etwas wissen wolle, ich ihn heute nachmittag in seiner Wohnung an der Neckarbrücke aufsuchen solle. Ich ging hin, und wer nicht zu Hause war, war er. Dadurch zu sehr vor den Kopf gestoßen, suchte ich ihn nicht mehr auf. Als ich nun vorigen Spätherbst hierher kam, begegnete ich ihm zuerst hier im Hause, gleich den Tag von Cardenios Ankunft, als ich von Cardenio ging und Knöbel zu ihm. Wir grüßten uns, und sein Aeußeres fiel mir auf. Als ich aber später vermutete, und endlich erfuhr, daß er Knöbel sei, so zog ich mich zurück, und mehrere Versuche, die er machte, mich zu grüßen, blieben fruchtlos. Nun wollte aber doch das Schicksal, daß wir zusammenkämen, und am Vierundzwanzigsten dies, als ich ihm auf dem Spaziergange mit Wolf und anderen seiner Freunde begegnete, sprachen wir zuerst miteinander. Auf den Wanderungen dieser Tage kam ich wenig in seine Nähe, denn er machte sich immer mit einem jungen Herrn von Altenstein zu thun, was mir nicht gefallen konnte. Doch gestern, spät abends auf dem Heimwege und schon in der Stadt, nahm ich ihn beim Arm; wir gingen allein, und ich machte ihn darauf aufmerksam, daß wir eigentlich Feinde seien, machte jedoch zugleich das Argument geltend, daß man seine Feinde lieben müsse. Ob er dies mißverstanden, weiß ich nicht, doch schieden wir sehr friedlich. Heute nachmittag aber, als ich ihn mit Altenstein vor unserer Hausthür stehen sah und ihn bat, zu mir heraufzukommen, schlug er mir's unter einer frostigen Ausrede ab. Dies, muß ich gestehen, kränkte mich sehr, ja bis zu Thränen. So weit sind wir gekommen, und ich fürchte noch überdies, daß er mit Altenstein nach Bamberg reisen wird.

4. April 1823. Erlangen.

Vorgestern hatte ich einen schönen Nachmittag. Ich wollte nach Bruck und ging daher an dem Kommershause der Rheinländer vorbei, wo ich mehrere Bekannte, und unter ihnen Knöbel, traf. Ich sprach mit ihnen und entschloß mich dann, mit auf den Ratsberg zu gehen, wo ich unter anderen auch Schelling mit seiner Familie traf; bei denen ich verweilte, solange sie da waren. Die übrige Zeit jedoch sprach ich mit Knöbel und ebenso auf dem Hin- und Herwege. Er ist Theolog und hat schöne Kenntnisse, und spricht über alles mit Klarheit und Verstand.

In Heidelberg scheint er Kreuzern besonders verehrt zu haben. Als wir wieder in der Stadt waren, begleitete ich ihn nach seiner Wohnung, und da ich ein Bändchen meiner Gafis-Anthologie bei mir hatte, so gab mir dies Gelegenheit, ihm manches über meine Studien zu vertrauen. Da bei so vielen der Gemeinplatz spukt, die deutsche Poesie sei nunmehr allbereits ausgestorben, so war es mir tröstlich, daß Knöbel mir mit der entgegengesetzten Meinung von freien Stücken entgegenkam. Was er sagte, wiewohl ich nicht immer Amen dazu sagen konnte, verriet doch immer eine unverkennbare Tüchtigkeit der Gesinnung, und dies in Verbindung mit seinen bedeutsamen und äußerst einnehmenden Gesichtszügen, bestimmte mich ganz für ihn, und ich verließ ihn im Bewußtsein, daß mir der Himmel nach manchen Irrgängen wieder einen Schatz künftiger schöner Stunden zubereitet habe, den er mir bewahren möge! Mein neuer Freund besuchte mich gestern; doch hielt er sich nicht auf, da noch ein paar andere seiner Landsleute dabei waren und wir spazieren gingen. Heute morgen wollte ich ihn zum Spaziergange abholen; doch hatte er eben einem Kameraden zu sekundiern versprochen, doch begegnete er mir sehr freundlich.

5. April 1823. Erlangen.

Ich habe heute das Furchterlichste meines Lebens erfahren. Der Abgrund, an dem ich seit Jahren schwinde, hat sich noch einmal mit gräßlicher Tiefe vor mir aufgethan. Knöbel, gegen den ich, ich darf wohl sagen, die reinste, die innigste Liebe empfand, sagte mir heute mit wenigen dünnen Worten, daß ich ihm lästig sei, daß ich ihm meine Freundschaft habe aufdringen wollen, daß ich jedoch meine Rechnung ohne den Wirt gemacht habe, daß er nicht die mindeste Neigung für mich empfinde, und daß ich ihn so bald als möglich verlassen solle. Ja, dies waren vielleicht noch seine mildesten Ausdrücke. Ich sage nichts über das Nähere; denn was wäre hier noch zu sagen, nachdem dieses gesagt ist? Genug, daß ich den Tod in der Seele trage. Morgen werde ich abreisen, um Döllinger zu besuchen, in acht Tagen aber muß ich wieder kommen, da ich das Manuscript von Wien erwarte. Ich werde einige Tage auf dem Lande zubringen; aber in welcher Stimmung gehe ich dahin! Es ist nicht Knöbels Verlust allein, es ist die ungeheure Gewißheit, daß mich die Natur bestimmt hat, ewig unglücklich zu sein.

17. April 1823. Erlangen.

Ich bin neun Tage bei Döllinger in Markt Scheinfeld gewesen. Er ist Kaplan eines alten sechsundsiebzigjährigen Pfarrers und Dechanten

Namens Leymeister, ein guter, freundlicher Mann, der es sich wohl gefallen ließ, einen Protestanten eine Woche lang in seinem Hause zu beherbergen und gut zu bewirten. Ich führte daher ein angenehmes Leben, wiewohl das Wetter frostig war, und der Frühling ins Stocken kam. Unsere Spaziergänge waren meist gegen Schwarzenberg gerichtet, das Stammschloß des Fürsten Schwarzenberg, eine Viertelstunde von Scheinfeld. Es ist groß, schön gelegen und hat weitläufige Nebengebäude, worin die Beamten des Fürsten ihren Sitz haben. Das Schloß selbst ist verlassen, mit schlechten, zersetzten Möbeln. Einige Familiengemälde sind interessant. Früher herrschte eine protestantische Linie, die große Anstalten traf, die neue Religion im Lande auf immer zu befestigen, was aber nicht gelang. Das Wappen, ein Türkenkopf, den ein Rabe zerhackt, ist bildlich von der Festung Raab zu verstehen, die ein Schwarzenberg einnahm. Die Deckengemälde in den Sälen sind scheußlich und verrieten den alleräußersten Verfall der Kunst, wahrscheinlich während oder bald nach dem Dreißigjährigen Kriege. Etwas so ganz Unförmliches und Abgeschmacktes möchte an wenig Orten in Deutschland anzutreffen sein. Merkwürdig ist die Art, wie man den Turm besteigt. Es geschieht durch eine steinerne Leiter zu beiden Seiten in der Mauer selbst, so daß man immer den Fuß von einer Seite auf die andere setzt.

Sonst waren wir auch in Uhlstadt, einem Dorfe und Frankensteinischen Schlosse. Döllinger führte mich auch in das Franziskanerkloster, das unweit Schwarzenberg liegt. Wir besahen die Zellen, das Refektorium, die Bibliothek; es sind nur noch vier Mönche da. Sonst wurde auch viel gelesen. Allein las ich unter anderen Neanders „Leben des Kaisers Julian“¹⁾ und die vortrefflichen „Notizen über Calderon“ von Schmidt in den Wiener Jahrbüchern²⁾. Zusammen lasen wir „Nala“ in Rosegartens Uebersetzung³⁾, „La dama duende“ von Calderon. „Love's labor's lost“.

Döllinger begleitete mich gestern bis Emskirchen, wo wir alles zu einem Fünftfeste versammelt sahen. Ein junger Fleischermeister mußte einen Ochsen schäzen und schlachten, den man unter musikalischer Begleitung, Rücken und Hörner mit Kränzen bekränzt, umherführte. Dabei

¹⁾ Ueber den Kayser Julianus und sein Zeitalter. Leipzig 1812.

²⁾ Kritische Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon de la Barca. Von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Im „Anzeiger-Blatt für Wissenschaft und Kunst“ der „Jahrbücher der Literatur“, Wien 1822, Bd. 17, 18 u. 19.

³⁾ Jena 1820.

ward die seidene Zunftfahne geschwungen, auf welcher ein Stier abgebildet war, über dem noch der alte preussische Adler schwebte.

Als ich wieder hierher nach Hause kam, wurde ich mannigfaltig durch eine Menge von Briefen und Sendungen erfreut. Vor allem war hierbei ein Brief von Liebig aus Paris. Er beteuerte, mir öfters geschrieben zu haben, ohne Antwort erhalten zu haben, schenkt mir sein ganzes Vertrauen, erklärt mir weitläufig, woher unsere früheren Mißverständnisse entstanden, verdammt seine argwöhnische, empfindliche Gemüthsart, bietet mir wiederholt seine Freundschaft an und sagt, daß er auch im Weigerungsfalle nie aufhören werde, mich zu achten und zu lieben ¹⁾.

Zugleich erhielt ich den Hammer'schen Haiscodex, der mir keine geringe Freude machte. Schon früher schrieb mir Hammer einen verbindlichen Brief und schickte mir seinen „Memnon“ ²⁾. Bruchmann schreibt mir unter anderem folgendes: „Ihre Sonette in der Urania sind wunderschön und haben sehr viel Beifall hier gehabt, sie wurden gewiß zwanzigmal abgeschrieben“ ³⁾.

30. April 1823.

Wiewohl ich häufige Besuche bei Schelling und Engelhardt mache, so fehlt es mir doch sehr an jüngerem Umgang. Der morgige Tag erinnert mich lebhaft daran, da ich im vorigen Jahre mit Pfeiffer, Leo, Selling und Hermann auf dem Walpurgisberge zubachte. Mit Pfeiffer bin ich zerfallen; Leo ist vor einiger Zeit von Berlin aus, nach Italien reisend, hier durchgekommen. Selling ist in Hof, und nun ist auch Hermann fort, da er eine Stelle am Nürnberger Gymnasium angenommen. Vor ein paar Tagen war er noch einmal hier, und trank des Abends Thee bei mir mit einigen anderen Freunden. Diese, gleichfalls Gymnasiallehrer, Schäfer, Elsperger und Leffler sind es, mit denen ich zum Teil bis jetzt schon, aber zugleich mit Hermann gegessen habe und nun essen werde, da ich schon längere Zeit nicht mehr im „Walfisch“ bin, und wir nun zusammen ein neues Kosthaus besuchen werden. Diese drei Philologen, in denen nun mein Umgang besteht, sind mir gar kein Ersatz für Selling und Hermann. Heute war Merck von Ansbach einen halben Tag hier, und ich führte ihn auf den Ratsberg und den Wels.

Auch meine Gesundheit hat durch jene ungeheure Alteration, deren Stimmung noch in zweien Sonetten aufbewahrt worden, sehr gelitten,

¹⁾ Brief datiert, Paris, 15. III. 1823.

²⁾ Memnon's Dreiklang, nachgeklungen von Jos. v. Hammer. Wien 1823.

³⁾ Cf. Mss. Mon. 68, 4, f.; Brief vom 24. III. 1823.

und ich werde Mühe haben, wieder in Ordnung zu kommen. Bisher habe ich viele Bäder genommen und mir so zu helfen gesucht.

Im übrigen kann ich sehr wohl zufrieden sein. Im Hafiscoder wird angestrengt, aber doch mit großem Genuß gearbeitet, und Liebig's Brief, der so sehr zu rechter Zeit kommt, war mir ein besonderer Trost. Freilich, wenn er früher gekommen wäre, wie viele Not hätte er mir erspart. Er gab mir gestern Veranlassung zu einer Ghasele: „Jahre schwanden, dieser Busen ist von Liebe rein gewesen“ 2c.¹⁾

14. Mai 1823.

Ich habe wohl Ursache, in diesem Augenblicke zufrieden zu sein. Das ganz freie, schöne Leben mir selbst und meinen Studien in so glücklicher Jahreszeit muß mir unvergeßlich sein. Zugleich bei meiner Durchsicht des persischen Manuscripts habe ich mir eine neue Anthologie von hundertdreiunddreißig der schönsten haisischen Gedichte angelegt und vollendet; durch alles Neu hinzugekommene weit vollkommener als die bisherigen, auch zierlicher geschrieben, und in Duodezformat, so daß ich nun ein persisches Taschenbuch für alle künftigen Reisen oder etwaige Feldzüge besitze, was ich mir lange gewünscht habe. Heute erhielt ich es vom Buchbinder. Es ist in rotem Saffian und sehr zierlich. Begonnen hab' ich es am 21. April und fertig gemacht am 9. Mai. Demselben Tag bin ich drei meiner besten Ghajelen schuldig geworden.

Was ich mir noch sehr zum Glück rechne, ist mein so schön wiedergeborenes Verhältnis zu Liebig. Vorgestern erhielt ich wieder einen herrlichen, liebevollen Brief von ihm, den ich sogleich beantwortete²⁾. Ich hatte ihn aufgefordert, einige der modernen Sprachen zu lernen. Italienisch hat er schon früher angefangen, und will nun auch zum Englischen übergehen. Er macht mich mit einem Professor der Philosophie in Gießen Namens Schulz [192] bekannt, mit dem er in einem Hause wohnt, und der sich in Paris aufhält, um orientalische Sprachen zu lernen. Leider wird Liebig von Paris auch nach Kopenhagen gehen, zu Dersfied. Er hat mich um ein Sonett gebeten, das ich vor vierzehn Monaten für ihn dichtete, und das ich ihm geschickt habe.

¹⁾ R. I, 135.

²⁾ Der Brief Liebig's vom 24. April; die Antwort Platens vom 13. Mai d. J. Das beigelegte Sonett beginnt: „Den Freund ersehnd“ u. s. w.; abgedruckt bei R. I, 654 ff.

18. Mai 1823.

Ich schickte vor einigen Tagen Hermann eine meiner neuen Ghafelen und lud ihn ein, diese Kirchweihe, welche heut begonnen hat, hier zuzubringen, oder ein Rendezvous in Belden zu veranstalten, wohin ich künftigen Dienstag zu gehen wünschte, weil jenen Abend auch Schubert und Engelhardt, von einer kleinen Reise zurückkehrend, dort eintreffen werden. Heute antwortete mir Hermann, und ich hoffe, daß er hinkommen wird. Er sagt, daß er mit seiner jetzigen Lage in Nürnberg sehr zufrieden sei, daß ihm viele Muße bleibe, und daß er nun Griechisch angefangen habe und einen Studienplan für drei Jahre gemacht, was er in Erlangen nicht würde gekonnt haben, wenn er an der Universität aufgetreten wäre. „Ich hätte,“ fährt er fort, „wie so manche andere, mit all der Mangelhaftigkeit meiner Gesamtbildung zu früh für das Fach und insbesondere für die Vorträge arbeiten müssen, als daß ich je Hoffnung gehabt hätte, zu einer gedeihlichen Bildung zu kommen. Es war nahe daran, daß mich eine falsche Eitelkeit verführt hätte, für etwas anderes zu arbeiten als für meine eigene Befriedigung.“ Ein solcher Ernst und bei so viel mathematischen und Naturkenntnissen eine solche Neigung zum Historischen und Sprachlichen und so viel Sinn für Kunst findet sich wohl selten beisammen und verspricht das Bedeutendste.

Auch in mir gärt alles sonderbar durcheinander, das Leben heut einzelnen Stoff genug, die innere Gedankenwelt scheint sich über mehr und mehr zu verbreiten; aber es will nichts Eigentliches entstehen, und ich zweifle, ob es zu irgend etwas führen wird.

26. Mai 1823. Erlangen.

Diese Zeit ist reich an Gedichten. Heute allein entstanden acht Ghafelen. Die Anzahl dieser neuen Ghafelen beläuft sich nun schon bis über dreißig. Ich hoffe, sie sollen mehr Aufsehen machen als alles mein Bisheriges. Sie sind gediegener, gedankenreicher, kühner, in der Form vollendeter und entblößt von orientalischen Anspielungen. Engelhardt hat die, welche er bereits gehört hat, sehr gelobt. Auch vorgestern entstand eine Ghafele an Liebig, die ich ihm sogleich schickte, in Antwort auf einen geistreichen Brief, in dem er mir, auf eine sehr liebenswürdige Art, seine Studien und Beschäftigungen in Paris mitteilt und alles auf seinen Freund bezieht¹⁾. Er hört bei sehr berühmten Männern, unter denen Cuvier, Gay-Lussac, La Place und Biot.

¹⁾ Liebig's Brief vom 16. Mai; Platens am 23. Mai als Antwort abgefundete Ghafele beginnt: „Wie du fragst, warum dein Wohlgefallen“; vgl. R. I, 135 und die ursprüngliche Lesart (nach Neue Ghafelen, S. 29) ibidem 731.

Ich habe den Zwanzigsten und Einundzwanzigsten wirklich meine Bel-
dener Reise vorgenommen, jedoch Hermann nicht getroffen, da er meinen
Brief zu spät erhielt, wohl aber Engelhardt und Schubert mit seiner Familie.
Unterwegens begegnete ich einem Gymnasiallehrer von Ansbach Namens
Sperl, der desselben Zweckes wegen nach Beldern ging. Wir brachten den
schönen Abend noch in dem lieblichen, felsigbuschigen Thale der Pegnitz zu
und dann in dem Gasthose, wo Schubert wohnte. Den anderen Morgen
nahm ich von Sperrl Abschied, der nach Sulzbach ging, und kehrte zurück
über Gräfenberg und den Hezzles. Gräfenberg liegt außerordentlich
schön. Alle diese Wege haben viel Beschwerliches, da es lauter Fußpfade
sind, die sich ins Unendliche teilen und spalten, wodurch man sehr oft
in Verlegenheit kommt, und ohne sich nie zu verirren, nicht wohl durch-
kommen kann. Denselben Abend sah ich noch das Kirchweihgetümmel
auf dem Schießhause mit an, und auf dem Nachhausewege lernte ich
einen Studenten kennen Namens Heinz, der ein hübscher Kerl ist und
mir auch sonst wohl gefiel. Näher sind wir uns erst gestern gekommen,
wo wir uns in Beldern trafen und dann den ganzen Abend zusammen
herumliefen. Ich begleitete ihn noch in seine Stube, die sehr freundlich
ist und reich mit Blumen verziert, und unter seinem Fenster eine Nach-
tigall. Eine neue Bekanntschaft hat immer etwas Anziehendes und Ma-
gisches, besonders in solchen Umständen. Gestern lernte ich auch einen
anderen Studenten kennen, Namens Schunk, der auch ein gebildeter und
freundlicher Mensch ist, und eine Woche früher lernte ich einen Vetter
Bensens kennen Namens Rau, der mir auch interessant scheint und mich
als Mediziner und Naturforscher besonders anzieht. Ich traf ihn erst
gestern wieder in der Harmonie, wohin mich Heinz beredete zu gehen,
und er erzählte mir von einer Streitberger Reise, von der er zurück-
gekommen. Zuerst sprach ich ihn im Fleischmannsgarten, als ich Pfaff
meine neue Hafis-Anthologie zeigte. Bensen selbst war diese Kirchweih
hier, er versöhnte sich mit mir und bat mich um Verzeihung. Ich hatte
ihm längst verziehen; doch ein warmes Verhältnis wollte sich nicht her-
stellen.

30. Mai 1823.

Gestern erhielt ich den vierten Brief von Liebig, worin er mir unter
anderem schreibt, daß meine Chafelen unter den deutschen Orientalisten
in Paris vielen Beifall gefunden haben, und daß namentlich einer da-
von, Professor Olshausen¹⁾, Kiel, so begeistert davon war, daß er sie sich

¹⁾ Justus Olshausen (1808—1882), weilte als dänischer Stipendiat 1820—23
in Paris, promovierte in letzterem Jahre in Kiel, trat 1853 in den preußischen

alle abschrieb ¹⁾). Meine neuen Ghafelen sind nun bis zu siebenunddreißig gestiegen. Mit vierzig werde ich wahrscheinlich die Sammlung abschließen und dann einen Verleger suchen. Auch nach Engelhardts Zeugnisse sind sie weit vorzüglicher als die früheren, und die vorige Gärung ist erst eigentlich zu Wein geworden.

4. Juni 1823.

Meine neuen Ghafelen, vierzig an der Zahl, sind bereits ins Reine geschrieben und geheftet. Am Einunddreißigsten vorigen Monats wurden sie zum erstenmal einigen Freunden vorgelesen, und zwar in Kraftshof, in der Nähe des Dichterhains, den der Pegnesische Blumenorden angelegt. Ich war dorthin mit dem älteren Fabri ²⁾, um seinem Bruder und Hermann, die von Nürnberg kamen, ein Rendezvous zu geben. Sie fanden hier großen Beifall. Seitdem habe ich sie auch zu Schelling getragen und werde nächstens auch sein Urteil hierüber in Anspruch nehmen. Ein paar frühere Lieblingsgedichte habe ich als Prolog und Epilog benützt. Auch die Rapsode ist mitgeteilt.

Mit Rau und Heinz habe ich diese Tage einen Spaziergang nach Buchenbach gemacht. Mit letzterem komme ich beinahe täglich ein paar-mal zusammen. Heute hat er mir Unterricht im Billardspiel gegeben, wovon ich eigentlich gar keinen Begriff hatte.

8. Juni 1823. Erlangen.

Meine Ghafelen habe ich bei Schelling wieder geholt. Er sagte mir manches Schöne darüber, daß er sie mehrmals gelesen habe, und daß es überhaupt ein Büchlein sei, das man von Zeit zu Zeit immer gern wieder lesen möchte. Ich sollte sie besonders drucken lassen. Meinen Einfall, sie Goethen anzubieten, billigte er. In Bezug auf die früheren Sammlungen sagte er, daß in dieser das Poetische allerdings besser verstanden sei.

29. Juni 1823. Erlangen.

Ich habe mancherlei nachzuholen. Was die Ghafelen betrifft, so haben sie privatim noch viel Glück gemacht. Ich habe sie Buchta und

Staatsverband über und starb als Geheimer Oberregierungsrat und Mitglied der Akademie in Berlin.

¹⁾ Brief vom 23. Mai.

²⁾ Vgl. S. 479. Ernst Wilh. Fabri (1796—1848), Sohn des Geographen Joh. Ernst F. (vgl. S. 336, Anmerkung ³⁾), seit 1811 Lehrer an der Lateinschule in Ansbach, 1821 Gymnasialprofessor in Nürnberg. Vielseitig gebildeter, tüchtiger Schulmann.

Hoffmann mitgeteilt, die sehr davon angezogen worden. Hermann wollte mir jedoch in Nürnberg einen Verleger dafür verschaffen, erhielt aber in vier Buchhandlungen eine abschlägige Antwort. Ich habe noch nicht an Götschen, sondern auf Buchtas Rat an Reimer in Berlin geschrieben und ihm Proben beigelegt.

Heinz, mit dem ich die Zeit über viel umging, der mich aber, als Jurist, wohl nicht lange anziehen wird, hat mich mit einem Studenten Namens Teuffer bekannt gemacht, der ein Poet ist, auf den Universitäten ein wildes Leben geführt hat, übrigens Kenntnisse besitzt und ein paar neuere Sprachen, zum Beispiel Englisch, versteht. Er hat mich, ihm einigen Unterricht im Persischen zu geben, was ich auch zum Teil begonnen. Ich habe starken Verdacht, daß er derselbe Angelo ist, der an Rückert vorigen Winter die erwähnten Chafelen sandte, wovon Rückert, da sie ungenießbar waren, nur drei ins Frauentaschenbuch, dessen Revision ich gegenwärtig besorge, aufgenommen. Teuffer hat mich zufällig mit mehreren anderen Studenten von der Burschenschaft bekannt gemacht, aber ich fand bei keinem mich eigentlich befriedigt, wiewohl es in ihrer Art gebildete Leute sind, und auch Teuffer übt gar keine Anziehungskraft auf mich aus. Ich sitze schweigend und ohne Behagen unter ihnen, um so mehr, da mein Gemüt anderswohin gezogen wird. Zu diesem anfangenden Leiden, das übrigens schon einige Sonette hervorgebracht hat, gesellt sich noch, daß Liebig gar nicht mehr schreibt und mir auf drei Briefe Antwort schuldig ist ¹⁾.

Seit Sechzehnten dies habe ich einen neuen Studienplan angefangen. Mein Hauptstudium ist Shafespeare. Ich lese gewöhnlich täglich eines seiner Werke und habe nun elf Komödien, der Reihe nach, gelesen. Bleibt mir, wie es wohl der Fall ist, nachmittags und abends noch Zeit übrig, so lese ich noch ein Stück im Schahnameh, das ich wieder von vorn begonnen, und dann etwas in Matthiäs griechischer Grammatik, mit der ich freilich langsam vorrücke. Spazieren gehe ich viel.

¹⁾ In der That hatte Liebig nur auf zwei Briefe Platens (die vom 23. und 30. Mai) nicht sofort geantwortet. Er war verstimmt über die Chafelen-Antwort vom 23., in der ihn Ausdrücke wie der „Kiegelechte“, „Seltentreue“, die Platen von sich braucht, eifersüchtig und empfindlich gemacht hatten. Vgl. den Brief vom 15. Juni. Platen suchte in zwei sehr warm gehaltenen Briefen (vom 25. Juni und 3. Juli) das Mißverständnis zu zerstreuen, doch scheint die Antwort Liebig's, die die später genannte Bücherfundung begleitete, sehr knapp gewesen zu sein. Sie ist nicht erhalten.

6. Juli 1823. Erlangen.

Von Liebig habe ich vor einigen Tagen eine sehr schöne Sendung erhalten. Er schickte mir Cervantes „Persiles y Sigismunda“ und Speners „Fairy Queen“, zwei Bücher, die mir längst zur Vervollständigung meiner poetischen Bibliothek fehlten. Ich habe ihm, auf sein Verlangen, einige meiner neuen Ghazelen abgeschrieben. Ein Freund, mit dem ich gemeinsam spazieren gehen und studieren könnte, den ich besuchen könnte, wann ich das Bedürfnis dazu empfinde, fehlt mir ganz, so viel schätzenswerte Freunde ich auch sonst habe. Wollte Gott, daß Liebig hier wäre!

29. Juli 1823. Erlangen.

Ich habe lange ausgefetzt und muß nun wieder mit einer großen Schwulst beginnen. Ich bin abermals einberufen, und zwar schon bis 15. August, weil im September ein Übungslager bei Ingolstadt wird gehalten werden. Man hat mir die Alternative gelassen, entweder einzurücken, oder mich zu erklären, künftig zum Zivil überzutreten und an irgend einer Stelle zu praktizieren, wodurch ich mir meine Gage noch einige Zeit erhalten könnte, ohne welche ich nicht leben kann. Bei einer juristischen oder kameralistischen Stelle zu praktizieren ist mir unmöglich, weil mir dazu alles fehlt, es müßte also, wenigstens zum Schein, eine Art von wissenschaftlicher Stelle gefunden werden. So riet mir Schelling und versprach, mit Hofrat Mehmel, der Bibliothekar ist ¹⁾, darüber zu sprechen. Ich bin jedoch noch unschlüssig, ob ich nicht zum Militär zurückkehren soll, wiewohl dies in diesem Augenblicke mit tausend Inkonvenienzen verbunden ist. Doch würde ich gerne dahin zurückkehren, wenn mir vorher noch einige Jahre Studium vergönnt wäre. Denn auf anderem Wege ist doch für Talente der Art wie das meine in Bayern wenig oder nichts zu hoffen, und da ich von meinem Vater, seiner Kinder erster Ehe wegen, nichts zu erwarten habe, so könnte ich nach seinem Tode, den Gott lange abwenden möge, in den Stand gesetzt werden, Betteln zu gehen, während mir die militärische Laufbahn wenigstens eine ehrenwerte Existenz und hinlängliches Auskommen zusichert. An eine häusliche Existenz kann ich bei meinen Vermögensumständen nicht denken, und auch insofern wäre mir der Militärstand angemessen. Wenn die

¹⁾ Fr. Gottl. Ernst August Mehmel (1761—1840) im Jahre 1804 von Göttingen an die Universitätsbibliothek nach Erlangen berufen, woselbst er auch 1808 Nachfolger Fichtes auf dem philosophischen Lehrstuhle wurde. Hochverdiert um alle Angelegenheiten der Universität, von der er wiederholt als Abgeordneter in die Ständekammern gesandt wurde.

Zeiten wieder kriegerisch werden sollten, so würde er für mich von dem größten Interesse sein; denn auf einem anderen Wege die Welt zu sehen, habe ich keine Aussichten. Diesem allen zu entsagen, bloß auf ein Ungewisses hinaus, ist bedenklich, aber bedenklich ist auch, mich aus meiner gegenwärtigen Lage ganz loszureißen.

Diese letzten Tage ging ich ausschließlich mit einem jungen Schweden Namens Kernell um, der ein Freund und Verwandter Atterboms ist, und den ich bei Schelling getroffen habe. Die Aerzte rieten ihm eine Seereise an; er schiffte sich ein, um mit einem Schiff nach Tunis zu fahren und von da später nach Unteritalien hinüber. Er bekam jedoch unterwegs einen Blutsturz, der ihn nötigte, in Gibraltar zu landen. Mit Erstaunen sah er sich plötzlich aus dem kalten, einsamen Schweden in ein Klima versetzt, wo die mildeste Luft weht, wo Aloe, Raktus und Drangen im Ueberflusse blühen, in eine Stadt, wo die Flaggen aller Nationen fliegen, wo Mohren und Christen, wo alle Weltteile und alle Sprachen zusammenkommen. Er blieb zwei Monate, schiffte sich dann nach Marseille ein und ging zu Land über Nizza und Genua nach Rom, wo er sieben Wochen blieb, und dann nach Deutschland, in der Absicht, im Winter nach Italien zurückzukehren, was er aber nun kaum auszuführen denkt, da ihn das wissenschaftliche Leben in Deutschland mehr anzuziehen scheint. Er wollte nach Dresden gehen, was er aber nun bis September aufsparen will, und nächsten Monat hier bleiben, weil Schelling bis 15. August seine Vorlesungen beginnen will.

14. August 1823. Erlangen.

Ueber mein Schicksal ist noch nichts entschieden. Schellings Vorlesungen beginnen erst Montag den achtzehnten. Ich gehe am meisten mit Kernell um, der mir auch weit mehr Geschmack am Schwedischen beibrachte, als ich durch die flüchtige Lektüre jenes Atterbomschen Kalenders, den mir einmal Rückert schickte¹⁾, und den ich mir nun wieder von ihm ausbat, erhalten konnte. Auch habe ich mich nun erst in der Aussprache unterrichtet, da ich nie eine Grammatik in der Hand hatte. Leider hat Kernell durch Zufall gar keine schwedischen Bücher bei sich, außer einem Parleur in mehreren Sprachen, und eine kurze Zusammenfassung des Swedenborgschen Systems, aus dem ich Swedenborgs Leben

¹⁾ Siehe S. 476.

las und mit Leichtigkeit verstand. Gleich am ersten Abend unserer Bekanntschaft hat mir Kernell ein paar schwedische Lieder aufgezeichnet, und seitdem diese Zahl vermehrt. Dabei sind einige Strophen aus einem noch nicht gedruckten dramatischen Gedichte Atterboms, „Die glückseligen Inseln“, die mir eine hohe Meinung von seinem Talent gaben. Kernell hat auch mehrere der vorzüglichsten Erzeugnisse der jetzigen wiederauflebenden schwedischen Poesie für mich aus Upsala verschrieben. Wir reden auch manchmal schwedisch zusammen; doch geht es von meiner Seite, wie sich denken läßt, noch unglaublich schlecht. Vor einiger Zeit war ich mit Kernell in Nürnberg und wohnte bei Hermann. Ich besuchte eine Jugendfreundin, die ich mehrere Jahre nicht mehr gesehen hatte, die jüngere Tochter der Frau von Schaden, die an den Kapellmeister Stunz verheiratet ist, und brachte einen sehr angenehmen Nachmittag mit Mutter, Tochter und Tante zu. Die übrige Zeit verbrachte ich mit Kernell, der zumal aus Italien viel Liebe zur Kunst mitgebracht hat, in den Kirchen und Galerien. Nürnbergs Reichtum an Kunstschätzen ist noch überaus groß. Man hat angefangen, die alten Gemälde und Bauwerke im Geiste ihrer Zeit wiederherzustellen.

Seitdem war Gruber einige Tage bei mir, der nach Regensburg ging, wo er eine kleine Zivilpraxis übernimmt. Wir lasen manches zusammen, zum Beispiel „Die natürliche Tochter“ und Aristophanes' „Vögel“ in Bossens Uebersetzung, und waren auch sonst vergnügt, wiewohl Gruber nicht ausgehen konnte, da er kurz vor seiner Abreise aus Bamberg einen Fall gethan und sich bedeutend verwundet hatte.

Es beunruhigt mich, daß nicht auch Bruchmann schon hier angekommen ist. Er wollte erst im September kommen, allein ich schrieb ihm, daß Mitte August Schelling anfangen würde zu lesen, und erwarte ihn jede Stunde.

Von Liebig habe ich günstige Nachrichten. Von sich selbst sagt er, daß er die Doktormürde erhalten habe, und daß Gay-Lussac in der königlichen Akademie ein Memoire von ihm vorgelesen habe, welches die Entdeckung einer neuen Säure und deren Verbindungen beträfe. Es wäre sehr gut aufgenommen worden und würde in den „Annales de chimie“ erscheinen¹⁾.

Liebigs Freund, Schulz, Professor in Gießen und Orientalist, hat mir einige Ghafelen von Dschami abgeschrieben, die ich nächstens erhalten werde. Er hält sich seit längerer Zeit in Paris auf und hat auch von

¹⁾ Brief vom 29. Juli.

meinen neuesten Ghafelen, deren ich einige an Liebig schickte, eine Abschrift genommen und sie Herrn von Chézy¹⁾ übergeben. Was sonst diese meine neuen Ghafelen betrifft, so hat sowohl Reimer als Götschen den Verlag ausgeschlagen, und ich denke sie nun auf Subskription herauszugeben, was mir, da ich das Exemplar zu einem halben Gulden geben kann und an vielen Orten Freunde habe, vielleicht nicht schwer fallen wird. Die Ghafelen selbst haben sich unter dieser Zeit vermehrt; doch sind auch einige, welche störend oder unbedeutend erschienen, gestrichen worden.

24. August 1823.

Ich lebe schöne Tage, besonders durch die seit einer Woche begonnenen Vorlesungen Schellings über Mythologie, durch Kernells und Engelhardts Umgang und nun auch durch Bruchmanns, der gestern nacht hier ankam. Wir waren diesen Abend alle bei Schubert beisammen, der übermorgen eine Ferienreise antritt. In diesem Augenblicke ist es in der That hier herrlich und einer der schönsten Zeitpunkte, die ich in Erlangen zubrachte. Bruchmann habe ich diesen Morgen auf der Solitude meine Ghafelen vorgelesen, die seinen Beifall haben, und zu deren Herausgabe er beförderlich sein will. Heute vor acht Tagen jedoch hat sich hier etwas sehr Trauriges ereignet, das mir einen bis jetzt unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Es lebte hier ein Student Namens Graf Bothmer, ein geborener Hannoveraner. Sein Vater begleitete früher mehrere Gesandtschaftsposten, machte dann aber eine sehr bedeutende Erbschaft, gab den Staatsdienst auf und ließ sich in München nieder, verschwendete aber, zum Teil auch durch die lockere Aufführung seiner Gemahlin, das ungeheure Vermögen in kurzer Zeit und verließ München am Bettelstab. Der König von Bayern nahm sich des Kindes an, und gab auch dem hier Studierenden ein hinreichendes Stipendium. Ich lernte diesen jungen Bothmer erst vor kurzer Zeit kennen, hatte ihn aber schon früher gesehen und mich für ihn interessiert, da mir Gruber, der ihn in Würzburg kennen lernte, einmal schrieb, daß dieser Bothmer unter einem fremden Namen einige Parabeln, von ihm gedichtet, an Goethe geschickt, und dieser ihm günstig geantwortet habe. In der letzten Zeit sprach ich öfters mit ihm, er hatte etwas Einnehmendes in seinem Wesen, besonders durch einen, vielleicht etwas schwermütigen, Zug, den er um den Mund hatte. Vorigen Sonntag vor Tische begegnete ich ihm wieder, er grüßte

¹⁾ Ant. Leop. de Chézy (1773–1832), namhafter französischer Orientalist; Herausgeber einer „Chrestomatie persane, sanscrite“ und ähnlicher Arbeiten.

mich und ich wollte auf ihn zugehen, was aber, ich weiß nicht aus welcher augenblicklich zufälligen Regung, unterblieb, da ich nicht vermuten konnte, daß ich ihn nicht mehr sehen würde. Nach Tische, als ich auf den Wels gehen will, erfahre ich in der Hauptstraße, daß sich Bothmer auf dem Schießhause erschossen habe. Der Eindruck, den ein solcher so ganz plötzlicher, mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckter Tod, ja Selbstmord, auf den ganz Unvorbereiteten macht, ist wirklich entsetzlich. Was müssen erst seine Freunde empfunden haben! Die eigentliche Ursache wird wohl nie ans Licht kommen. In den Briefen an seinen Vater und Schwager, die man in seinen Taschen fand, und die bei den Gerichten geöffnet worden, soll die Ursache seines Todes ausdrücklich verschwiegen sein. Man spricht zwar viel von seinen unglücklichen Familienverhältnissen; allein diese hat er schon Jahr und Tag ertragen. Lange promeditiert scheint dieser Mord nicht zu sein. Er sprach mir noch vor vielleicht vier Wochen von einer Ferienreise in die Schweiz. Bei der That selbst ging er sehr einfach und resolut zu Werke, und würde wahrscheinlich nicht einmal bis ins Schießhaus gegangen sein, wenn nicht dort ein paar Pistolen gelegen wären, die einem seiner Kameraden gehörten. Er ging, nachdem er sie geladen, nur einige Schritte weit auf dem mit alten Bäumen bepflanzten Plage bis hinter das Mäuerchen, hinter dem während des Schießens der Zieler sitzt, um vor dem Schusse sicher zu sein. Dort sahen ihn einige vorbeigehende Knaben das Pistol in den Mund setzen und losdrücken. Er starb nach wenigen Minuten, der Stein war mit seinem Blute bespritzt; den Leichnam brachte man in ein nahes Sommerhäuschen, und ein paar Tage darauf wurde er von den Studenten begraben. Schon vormittags wollte er seinen Anschlag ausführen und wollte auf dem Schießhause Pulver und Blei kaufen; man sagte ihm aber, daß während der Kirche nichts verkauft und auch nicht geschossen werden dürfe. Er ging zwar in die Stadt zurück (und auf diesem Wege ist er mir begegnet), nahm aber dies erste Mißlingen nicht als Warnung an, ließ sich von einem Freunde einige Kugeln geben und ging nach Tische den Todesgang noch einmal. Wie viele Fähigkeiten sind hier zerstört und wie viel mag er in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens gelitten haben!

3. September 1823. Erlangen.

Gestern reisten Engelhardt und Kernell ab, letzterer nach Bad Oms an der Lahn, wovon er hoffentlich im Winter wieder hierher zurückkehren wird, ersterer in die Rhön, da er in letzterer Zeit, besonders durch Schuberts Umgang, sich mit Geognosie und Mineralogie beschäftigte.

Am 28. August, an Goethes Geburtstag, habe ich hier Jean Paul gesprochen, der sich ein paar Tage hier aufhielt und dann nach Nürnberg ging. Er ist schon gealtert, wahrscheinlich durch den Schmerz um den Tod seines Sohns. Ich besuchte ihn des Morgens, er verlangte einige Rechenschaft über Schellings Vorlesungen und dankte für meine Vermischten Schriften, und sagte, daß sie ihn angesprochen, und daß eine schöne Einfachheit sich über meine Sachen verbreite. Er meinte, daß es vielleicht nicht ganz unpassend wäre, wenn ich wieder zu meinem Regimente müßte; meine Muse würde dadurch nicht verlieren, wenn auch meine Studien. Denn ein Poet müsse immer durch den Gegensatz aufgezo-
gen werden, und nichts würde schlimmer sein, als wenn ich Professor der Aesthetik wäre.

Vorigen Sonnabend schloß Schelling seine Mythologischen Vorlesungen, die stark besucht wurden von Studenten und Professoren. Er entwickelte mit einer überraschenden Originalität eine neue große zusammenhängende Ansicht der Dinge und ihrer Geschichte.

Rückert schickte mir unterdes Atterboms Almanach von 1820, und ich fand viele herrliche Gedichte von Atterbom sowohl als auch von Bejel, beide Kernells Freunde. Die übrigen sind unbedeutend.

6. September 1823.

Schon den Sechsten, vorigen Sonnabend, reiste Bruchmann, dessen herrlichen Umgang ich den ganzen Winter über zu genießen hoffte, wieder nach Wien zurück, durch einen Brief seines Vaters schleunigst abberufen, sich um eine vakant gewordene Stelle in Wien zu melden. Nächsten Herbst hoffe ich ihn dort zu besuchen. Ich begleitete ihn noch bis Nürnberg, wo wir einen lustigen halben Tag mit mancherlei kleinen Abenteuern hinbrachten. Ich machte Bruchmann auch mit Hermann bekannt, und wir gingen zusammen, die „Apostel“ von Dürer auf der Burg noch einmal zu sehen, und die Reparaturen zum „Schönen Brunnen“, von einem Jugendfreund von mir, Namens Bandel, besorgt¹⁾.

Auf dem Dugendteich, wo wir uns noch aufhielten und auch Professor Clobius²⁾ aus Leipzig trafen, den wir tags vorher bei Schelling kennen lernten, nahmen Hermann und ich von Bruchmann Abschied. Sonst habe ich diese Tage traurig zugebracht, theils weil ich ganz allein bin, und selbst meine Tischgenossen schon abgereist, theils weil man von allen Seiten

¹⁾ Siehe Band I, S. 873, Anmerkung ¹⁾.

²⁾ Chr. Aug. Heinr. Clobius (1772—1836), Kantianer und ein „Mann von ausgebreitetester Litteraturkenntnis“.

traurige Nachrichten hört (so sind viele Feuersbrünste vorgefallen, und wahrscheinlich auch Selling in Hof mit abgebrannt; und so kam man auch in Hinsicht auf Graf Bothmer, durch seine hinterlassenen und vermittelt einer beispiellosen Indiskretion der Polizei bekannt gewordenen Briefe, auf Vermutungen, die zu schauderhaft sind, um noch auf dem Papiere wiederholt zu werden), teils auch weil ich noch in bänglicher Erwartung über mein Schicksal schwebe. In diesen Stimmungen entstand gestern ein Gedicht: „Ich möchte gern mich frei bewahren 2c.“¹⁾, das ich vielleicht als Anhang meinen Ghafelen einverleiben werde, die ich, unvorsichtig genug, schon gestern der Druckerei übergab, unbekümmert, ob ich den Druck hier werde abwarten dürfen. Gestern lernte ich den Herrn von Crousaz kennen, der mich auf der Durchreise besuchte. Er ist französischer Schweizer, den aber mein Großvater als Kind zu sich nahm und mit meiner Mutter und seinen übrigen vielen Söhnen und Töchtern in Ansbach erziehen ließ. Nun kam er nach dreißig Jahren zuerst wieder in die Gegend. Ich kannte ihn aus seinen Briefen, die mich aber nicht sehr ansprachen, da er besonders gegen meine Ghafelen polemisierte. Auch Louis, von dem ich vor Jahr und Tag in Nürnberg Abschied genommen, habe ich wieder gesehen, da er sich ein paar Tage lang hier aufhält. Ich gehe nun meist mit Buchta und Feuerbach²⁾.

22. September 1823. Erlangen.

Von meinem Regimente habe ich noch keine Nachricht. Heute aber sind meine Ghafelen fertig geworden, und ich habe bereits diesen Abend ein geheftetes Exemplar zu Schelling gebracht.

5. Oktober 1823. Erlangen.

Zuerst etwas sehr Trauriges, was ich schon längere Zeit wußte, aber noch nicht mitteilte, weil es sich erst gestern durch Friß Juggers Brief bestätigte³⁾. Sein älterer Bruder, den ich noch hier öfters sah während des Winters, den sein Bruder hier zubrachte, da er mehrmals durchreiste, und auch sich längere Zeit aufhielt, dieser hat sich in einer Gemütskrankheit, die aus einem unglücklichen Verhältnis zu einer Dame entstand, erschossen. Er stellte sich in Dillingen ans Ufer und ließ seinen Leichnam in die Wellen sinken. Von jenem Liebesverhältnisse habe ich

¹⁾ R. I, 52.

²⁾ Karl Wilhelm Feuerbach (1800—1834), der zweite Sohn des berühmten Kriminalisten, damals Professor der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen.

³⁾ Minckwitz a. a. D. I, 173 ff.

wohl früher schon gesprochen. Es war das treueste, gegenseitig zärtlichste und unglücklichste, wovon ich je entfernter Zeuge gewesen. Dieser Graf Fugger war sehr geistreich und liebenswürdig, verstand die neueren Sprachen, las Shafespeare und Calderon, lernte, wie er hier war, Dänisch, um die Dehlensschlägerschen Sachen zu lesen, und schrieb sich von mir des Cervantes „Viage del Parnaso“ ab. Er brachte jene Zeit hier zu, in der ich so eifrig mit einer ersten Hafs-Abchrift beschäftigt war. Auch den Sommer vorher brachte er einige herrliche Tage mit seinem Bruder, Bülow und mir hier und in Streitberg zu.

Vor einigen Tagen hat sich hier abermals ein Student, Namens Dettinger, aus Liebe zu einem unbedeutenden Mädchen erschossen. Er hat an eine der hiesigen Kirchen zwei Wachskerzen vermacht mit folgendem Zettel: „Ein Gefallener bittet eine christliche Gemeinde, für ihn ein Gebet zu verrichten und zu bitten, daß seine Auferstehung nicht dunkel, sondern hell sein möge.“ Ein paar Tage brachte ich auf einer Fußreise nach Scheinfeld zu, wo ich, Döllingern ein Exemplar meiner Ghafelen überbringend, auch nur einen Tag bei ihm und seinem alten Dechanten zubrachte. Den Hinweg machte ich wieder, über Neustadt auf der Würzburger Straße; herwärts aber ging ich quersfeld durch Dörfer und das Innere des Landes, indem ich mir die Orte aufschrieb, die zwischen hier und Scheinfeld am Lineale lagen, das ich an die Karte anlegte. Ich ersparte dabei vier Stunden und kam in acht Stunden hierher, und zwar über Weißendorf, dessen Garten ich schon lange gern gesehen hätte. Er hat in diesem Augenblicke nur noch schöne Hortensien und Astern. Mit Döllinger-war ich im Schwarzenbergischen Kloster oben, und Pater Ludwig führte mich in ihren Weinberg, wo aber noch wenig reif war. Sonst sah ich bei Döllinger manches Interessante an Büchern, zum Beispiel Menzels „Deutsche Geschichte“ u. s. w.¹⁾

Die Verzögerung meines hiesigen Aufenthaltes hat mir die Freude verschafft, Selling wieder zu sehen, der sich einige Tage hier aufhält. Er ist nicht mit abgebrannt, wiewohl vierhundert Häuser in Hof ein Raub der Flammen wurden. Sein Haus war das einzige in jener Gasse, das stehen blieb. Doch hat er in einem dabeiliegenden Gartenhäuschen, das noch mit abbrannte, einige Kleinigkeiten verloren.

Ich habe schon über hundert Subskribenten beisammen. Bruchmann subskribierte a priori auf fünfzig Exemplare, hofft aber in Wien und Linz noch mehr anzubringen. Engelhardt nahm mir zwanzig, Döllinger

¹⁾ Karl Ad. Menzel, Die Geschichten der Deutschen. 8 Bände. Breslau 1815—23.

sieben ab; Gruber schickte mir eine Liste von Regensburg, die meist alte Radettencorps- und Pagen-Freunde von mir enthielt, mit elf Exemplaren. Die übrigen sind hier.

13. Oktober 1823. Erlangen.

Während Sellings Anwesenheit brachte ich angenehme Tage zu. Er nahm auch ein Exemplar meiner Chafelen, sowie mehrere andere meiner hiesigen Bekannten. Drei Velinexemplare schickte ich an Goethe, Tieck und Jean Paul, überall nur mit ein paar Zeilen begleitet. So schickte ich auch ein Exemplar an Jakob Grimm in Kassel und eines an Valentin Schmidt in Berlin, der den äußerst verdienstvollen Aufsatz über Calderon in den „Wiener Jahrbüchern“ schrieb¹⁾, welchen ich mir von Bruchmann mitbringen ließ.

Von Calderon ging ein mir sehr merkwürdiges Gespräch aus, das ich vorgestern abend mit Schelling führte, als ich von ihm Abschied nahm, denn ich werde ein paar Wochen in Ansbach zubringen, nachdem ich von meinem Regimente die Einwilligung zur Praxis erhielt, und also diesen Winter hier bleiben werde.

Schelling begann zu klagen, daß wir noch immer keinen eigentlichen dramatischen Dichter hätten, daß die Kritik zu früh in unsere Litteratur getreten sei und sie gehemmt habe, und daß durch allzuviel Bewußtsein unsere Poeten meist verdorben wären, da Shakespeare und Calderon, ganz unbekümmert um die Kritik der Gelehrten, bloß für das Volk von der Bühne herabgesprochen hätten. Daher, sagte er, käme auch die außerordentliche Sterilität unserer Dichter, während Sophokles, Lope, Calderon, Shakespeare eine so große Menge Stücke hinterlassen hätten. Bloß Rostbue hätte bei uns, wiewohl im schlechten Sinne, ein Beispiel von ungehinderter dramatischer Fruchtbarkeit gegeben. Diese Worte erregten wieder mächtig meine Neigung zum Drama, als einem noch offenen Felde, eine Neigung, die in frühester Kindheit schon in mir gegoren, und noch in letzter Zeit mir wieder häufig vor die Seele trat. Ich habe bereits ein paar ältere dramatische Pläne aufs neue in mir vorübergehen lassen, und auch neue geformt. Ob daraus etwas entstehen wird, wird sich zeigen.

5. November 1823. Erlangen.

Es ist allerdings etwas daraus entstanden. Am Zweiten kam ich wieder hier an. Ich habe in Ansbach eine Komödie in fünf Akten geschrieben, und zwar in fünf Tagen, vom 15. bis 19. Oktober. Sie

¹⁾ Vgl. S. 578.

Platen's Tagebücher. II.

heißt „Der gläserne Pantoffel“ und ist aus zwei bekannten Märchen komponiert, die ineinander verschlochten sind ¹⁾. Der Plan dazu entstand ganz kurz vor der Ausführung, die mit der größten Schnelligkeit vor sich ging. Als ich fertig war, bemerkte ich, daß ich etwas zu stande gebracht hätte, was ich mir gar nicht zutraute. Ich fürchtete wirklich, in diesen lyrischen Accorden zu verschmelzen. Ich fürchtete, daß in der deutschen Poesie nichts Großes mehr geleistet werden könne. Nun aber lag plötzlich ein größeres Werk vor mir, über das sich ein hoher Wohlklang der Sprache und eine unbefiegbare Heiterkeit des Lebens ergoß. In Einzelheiten verbesserte ich daran noch manches und schrieb das Ganze ins Saubere, und ließ es binden.

Noch in Augsburg las ich es Kernell vor, der auf der Durchreise vom Rheine wieder nach Erlangen begriffen war. Er war ganz entzückt davon und fiel mir um den Hals, so phlegmatisch er sonst ist. In Nürnberg las ich es bei Hermann und auch dieser fand es sehr gelungen. An Schelling hatte ich, jenes Gesprächs wegen, sogleich geschrieben und ihn gebeten, es einmal in einem Abendzirkel bei ihm vorlesen zu dürfen, was nun bald geschehen soll. Die Freunde sind alle sehr neugierig, da sie nicht einmal noch den Titel erfahren haben; denn Kernell, der mit dem größten Lobe davon sprach, verhehlte geflissentlich den Inhalt des Stücks. Ein Schwede war es also, der mich zuerst anerkannte. Auf jene Vorlesung bin ich sehr gespannt und wünschte, daß sie bald von statten ginge.

23. November 1823. Erlangen.

Ich war außerordentlich überhäuft, sonst hätte ich nicht zu einer Zeit geschwiegen, wo ich viel zu sagen gehabt hätte. In kurzem so viel: Am Zehnten dieses war die Vorlesung bei Schelling. Es war ein schöner feierlicher Abend. Zwanzig Personen waren gegenwärtig. Ich will sie in der Reihe nennen, wie sie gesessen sind: 1. Oberstin Masson, 2. Hofrätin Glück, 3. Schuberts Schwester, 4. Schuberts Frau, 5. Hofrätin Bucher, 6. Pfaffs Frau, 7. Hofrätin Kastner, 8. Elsperger, 9. Schelling, 10. Engelhardt, 11. Kastner, 12. Schubert, 13. Pfaff, 14. Mehmel, 15. Buchta, 16. Kernell, 17. Hoffmann, 18. Frau von Schelling, 19. Pfaffs Schwägerin, 20. Fräulein Mehmel. Ich selbst saß unter dem Spiegel zwischen Kernell und Hoffmann. Der Beifall war groß. Schubert sagte

¹⁾ Ueber die Quellen und Vorbilder dieser und der folgenden romantischen Komödien des Dichters vergleiche die verdienstvolle Dissertation von Karl Heinze: „Platens romantische Komödien“. Marburg 1897.

mir den anderen Tag, ich müßte noch der deutsche Shafespeare werden. Eine Dame bemerkte, dies Stück vereine englischen Wit mit spanischer Blut. Pfaff machte tausend närrische Bemerkungen in seiner Art. Schelling ließ dies Erstlingsprodukt meiner dramatischen Muse hoch leben. „Claribelle“, rief er, „in alle Ewigkeit! Möge sie nach hundert Jahren noch ebenso frisch und blühend sein als heute!“ Nur mit meiner Art vorzutragen, war Schelling nicht zufrieden. Er hätte sich, sagte er, wieder lebhaft überzeugt, daß die Poesie etwas Abstraktes sei, und daß ich vieles weniger empfunden hätte, als es wirklich in dem Gedichte selbst empfunden sei. Die komischen Scenen, sagte mir seine Frau, hätte ich etwas besser gelesen, sowie auch solche, wo der Affekt zur Leidenschaft anwächst.

Engelhardt und Kernell waren sehr für den augenblicklichen Druck des Stücks eingenommen; allein Schelling hielt es für weit besser, es zuerst an die Theater zu schicken. Ich ließ daher sogleich eine Abschrift verfertigen, und diktierte zwei armen Studenten, die ich täglich zu mir kommen ließ, zwei andere, wobei ich selbst noch eine schrieb, so daß fünf Exemplare vorhanden sind. Das eine in Duodez bleibt hier und liegt nun bei Schelling. Das Original oder vielmehr die erste Abschrift, die ich in Ansbach machte, wurde über Regensburg, wo Gruber sie lesen soll, nach Wien geschickt, wo Bruchmann gebeten worden, sie dem kaiserlich königlichen Burgtheater zu übergeben. Die drei fremden Abschriften haben mir, ihrer vielen Fehler wegen, Arbeit und Aerger genug gemacht. Eine davon ward ebenfalls bereits nach München abgesandt an Jagger, der eben dort ist, und den ich bat, sie dem Hoftheater anzubieten. Eine dritte soll nach Berlin. Am Zwanzigsten dieses habe ich mein Stück auf Verlangen einiger Freunde noch einmal vorgelesen, und zwar für Hoffmann, der sehr warmen Anteil daran genommen hat. Außerdem waren noch Pfeiffer dabei, Schäfer, Balbach und Fabri.

Einen Tag vorher kamen, unerwartet schnell, die schwedischen Bücher an, die mir Kernell aus Upsala verschrieben hatte, und mit denen ich mich jetzt, der Reihe nach, beschäftige. Denn ich lese nicht mehr so viel und schnell, wie ich wohl in früheren Jahren gewohnt war, ich schleppe nun ein und dasselbe Buch sehr lange mit mir herum, um es ganz zu erkennen und zu genießen. Zugleich erhielt ich einen sonderbaren Brief aus Kassel, unterzeichnet Ludwig Sigismund Ruhl¹⁾. Er beginnt damit,

¹⁾ Ludwig Sigismund Ruhl (1794—1887), Sohn des Bildhauers Joh. Chr. Ruhl, starb als Akademiedirektor zu Kassel, mehr als Zeichner und Erfinder, denn als Maler bedeutend. Seine Briefe an Platen sind in Mss. Mon. 68, 4, h erhalten. Jener erste vom 15. November 1823.

daß er den dunkeln Zusammenhang der Wesen, den man Sympathie nennt, als etwas Unerklärbares hinzustellen, dem er nicht länger nachgrübeln wolle, das ihn aber nie getäuscht hätte. Er sagt, daß er von dem Augenblick, als er mich (in meinen Lyrischen Blättern) kennen lernte, etwas für mich empfunden hätte, was nur wenige für wenige fühlten. Daß er schon lange, ehe ich es ahnen konnte, meinem vergeistigten Selbst verbunden gewesen sei, und sich nicht scheue, dieser Stimme Worte zu geben. Daß vielleicht künftig ein persönliches Zusammentreffen mich überzeugen würde, daß sein Geist und Leben dem meinigen verwandt seien. Er schließt mit der Bitte, daß ich ihn einmal mit einem Blatte beglücken möchte, das nichts weiter enthalten sollte, als die Genehmigung seiner Gefühle.

Den Tag darauf erhielt ich auch ein dänisches Buch, das ich verschrieben hatte. Es ist „Axel og Valborg“ von Dehlschlager¹⁾.

Umbreit hat mir auch einen freundlichen Brief geschrieben und vierzehn Exemplare meiner Ghazelen für Heidelberg verlangt.

Gestern bekam ich einen Brief aus Berlin von Valentin Schmidt, der für meine Ghazelen dankt. Er fügt hinzu: „Die Tiefe, Fülle und Gewalt der Empfindungen in Ihren lyrischen Eklogen berechtigt mich zu der Ueberzeugung, einem in mehr als einer Hinsicht ausgezeichneten Manne nicht mißfallen zu haben.“ Die Kasside nennt er gigantisch in Inhalt und Form²⁾.

15. Dezember 1823. Erlangen.

Vor ungefähr einer Woche hatte ich die Freude, meinen Freund Rotenhan wieder zu sehen. Doch hielt er sich nur wenige Stunden hier auf und ging nach München, wo er bei dem Landgerichte praktizieren will. Er hat die Zeit über an den Augen gelitten und deswegen den Sommer auf Reisen zugebracht. Ich begleitete ihn mit einem anderen Studenten, Herrn von Thüngen, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, nach Nürnberg, wo wir zusammen im „Bayerischen Hof“ übernachteten. Ich schenkte Rotenhan ein Exemplar meiner neuen Ghazelen, adressierte ihn an Fugger in München und gab ihm für Gruber in Regensburg mein neuestes Gedicht mit. Es ist eine „Zueignung“ ds. gl.

¹⁾ Kjöbenhavn 1810.

²⁾ Brief vom 7. November 1823, erhalten in Mss. Mon. 69, 5. Valentin Schmidt (1787—1831), vgl. 578 Anmerkung²⁾ beschränkte sein litterarisches Interesse sonst auf ein von „romantischer Doktrin begrenztes Forschungsgebiet“. Ursprünglich Lehrer am Cöllnischen Gymnasium in Berlin, erhielt er 1821 eine Professur an der Universität und ward Custos der Kgl. Bibliothek.

Pant. an Schelling in ottave rime¹⁾, nach Engelhardts Urteil die schönsten Stanzen, die in deutscher Sprache geschrieben sind. Auch mit Hermann brachte ich in Nürnberg ein paar angenehme Stunden hin, und des anderen Morgens fuhr ich mit Thüngen wieder zurück, der ein sehr gebildeter junger Mensch ist²⁾.

Am Elften erhielt ich etwas Langerwartetes, Liebigs Bild. Es ist ein Steindruck und eine Zeichnung, beides en face und leider keines getroffen, so daß sie eher einen unangenehmen als einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht haben³⁾. An demselben Abende vollendete ich noch eine Abschrift meines Dramas, die eleganteste von allen in Quarto, die ich aber für mich behalten und einst dem Druck übergeben will. Ein Exemplar schickte ich an Knebel in Jena und mein Duodezemplar denke ich morgen nach Dresden an Tieck zu schicken. Es war bisher bei Rückert in Koburg, dem aber das Stück nicht gefallen hat. Er nennt die Märchen uninteressant, den Pernullo frostig und die übrigen Personen auch ohne Fleisch und Blut. Es ist das erste schlimme Urteil, das ich darüber erfahren habe, wenn ich meine Eltern ausnehme, denen das Stück auch nicht zugesagt hat.

23. Dezember 1823. Erlangen.

Neue Demütigungen. In München wurde mein Stück vom Intendanten, dem Grafen Weihs, zurückgewiesen, als für eine königliche Hofbühne ungeeignet. Knebel hat mir das Manuscript mit dem tollsten Briefe wieder zurückgesandt, worin er zuerst seine ganze Galle über meine Chafelen ausgießt und dann auf das Stück übergeht, von dem er, wie er sagt, gar nicht reden mag. Er nennt meinen Apoll einen Kasperle und meine Musen Dienstmädchen und dergleichen Impertinenzen mehr⁴⁾. Da ich ihm nicht antworten wollte und mir doch Lust machen mußte, so entstand ein Gedicht, das ich „Klagen eines Ramlerianers“ überschrieb⁵⁾.

Von Berlin aus hat man mir bis jetzt bloß gemeldet, daß die

¹⁾ R. I, 67.

²⁾ Hans Karl Febr. von Thüngen (1804–1850), von selten strebsamer Natur (seine Mutter war eine Tochter des Dichters von Thümmel), studierte 1820–26 in Berlin, Heidelberg und Erlangen, machte die höhere Beamtenkarriere durch und starb als quiesc. Präsident des Appellationsgerichts von Unterfranken in Aschaffenburg.

³⁾ Der Steindruck mit dem Briefwechsel auf der Münchener Bibliothek erhalten.

⁴⁾ Der Brief in Mj. Mon. 69, 5 erhalten.

⁵⁾ R. I, 447. Platen ließ das Gedicht seinen „Schauspielen“ (Erlangen 1824), S. 171 beidrucken.

Romödie eingegangen sei. Sie wurde von einem Grafen Egloffstein, einem ziemlich bejahrten Weltmanne, der sich einige Zeit hier aufhält und mit uns im „Walsisch“ ist, an den Grafen Brühl in Berlin übersandt. Er bot sich selbst dazu an, noch ohne das Stück zu kennen, da er, ein geborener Preuße, in Berlin viele Bekanntschaften hat.

Morgen werde ich mit Elsperger eine Reise nach Bayreuth antreten, um dort die Feiertage zuzubringen. Dort werde ich melden, was in der letzten Zeit weit Erfreulicheres mit mir vorgegangen.

24. Dezember 1823. Bayreuth, in der „Sonne“.

Hier sitz' ich nun wirklich am heiligen Christabend in einer freundlichen Stube, die ich acht Tage lang bewohnen werde. Gesehen habe ich noch niemand hier, und werde erst morgen ein paar Besuche machen.

Nun erwähne ich zuerst eines sehr liebenswürdigen, aber sonderbaren jungen Mannes, dessen Bekanntschaft, ja Freundschaft ich mir in der letzten Zeit erworben habe. Er heißt August Freiherr von Egloffstein, ein weitläufiger Verwandter des gestern genannten Grafen [193]. Mein Großvater mütterlicher Seite, der in der Nähe von Egloffstein Güter besaß, war sehr liiert mit dieser Familie, und meine Mutter erzählte mir oft von ihr. Jenen August nun, der noch nicht vierundzwanzig Jahre alt ist, sah ich schon vor einigen Jahren in Erlangen, wo er bereits dort studierte, wiewohl er später nach Heidelberg ging. Seine Schönheit fiel mir zwar auf, doch da er bei der Bayreuther Landsmannschaft mit ziemlich rohen Gefellen umging, so achtete ich nicht weiter auf ihn, hätte auch schwerlich Gelegenheit gefunden, ihn näher kennen zu lernen. Nun aber lebt er von den Studenten mehr zurückgezogen in Erlangen. Er kam fast jeden Abend in die „Harmonie“, wo ich auch meist zu Anfang des Semesters hinkam, besonders da ich Freude am Billard gewonnen hatte. Es konnte nicht fehlen, daß seine Gestalt meine Aufmerksamkeit vor allen anderen auf sich zog, um so mehr, da sein Gedächtnis in mir, wiewohl nur auf einen flüchtigen Eindruck gegründet, nie ganz erloschen war und er mir immer als einer der schönsten Menschen vorschwebte, die ich je gesehen hatte. Nun glaubte ich zu bemerken, daß er mich nicht ohne Anteil betrachtete. Wir hatten uns nie begrüßt, er richtete jedoch öfters einige Worte an mich, wenn ich seinem Billardspiel, worin er Meister ist, zusah. Einmal endlich, spät abends, kam es zu einem Gespräch über die schöne Thalgegend von Egloffstein, die ich vor ein paar Jahren besucht hatte. Alles war schon aufgebrochen; wir gingen zusammen nach Hause, was späterhin noch öfters geschah, und so wurde zuerst ein Verhältnis ein-

geleitet. Nun war mein Erscheinen in der „Harmonie“ nicht mehr zufällig, und ich glaube, auch das seinige nicht. Ich bat ihn, mich zu besuchen. Dies geschah jedoch nicht, und so hatte ich Ursache, wieder an ihm irre zu werden. Doch konnte ich wahrnehmen, daß er sich gegen mich anders benahm als gegen die übrigen. Er hatte früher immer einen bestimmten Platz eingenommen; jetzt aber trieb er sich meist stehend am Billard und anderen Spieltischen herum, wie ich es zu thun pflege. Es war am 11. Dezember, als ich, gerade mit meiner letzten Abschrift fertig, in die „Harmonie“ kam. Ich hatte eifrig gearbeitet und freute mich doppelt, ihn zu sehen. Wir blieben, bis sich alle entfernt hatten, und ich ergriff die Gelegenheit, ihm Brüderschaft anzubieten, wodurch vieles bisher Störende entfernt wurde. Am folgenden Abend, nachdem wir uns vorher in Bruch gesehen hatten, war er freundlicher als je, entfernte sich aber bald, da er über Zahnweh klagte. Dies Uebel, wogegen er sich bei einer außerordentlichen Vollblütigkeit mit Schröpfen half, hielt ihn mehrere Tage bei sich zurück. Ich erfuhr erst nach einigen Tagen, daß er krank sei, und besuchte ihn. Er war zutraulich, doch wie es mir schien, ohne Zuneigung. Chevorgestern bemerkte ich zuerst ein lebendiges Gefühl bei ihm. Wir blieben noch mit einem dritten lange in der „Harmonie“ beisammen. Ich sah wohl, daß Egloffstein gerne noch mit mir allein sich unterhalten hätte; doch war jener andere nicht eher wegzubringen, als bis wir mitgingen. Ich hatte zufällig den „Quintus Firlein“ bei mir, den Egloffstein mit Begierde entlehnte. Schon früher hatte er mir gesagt, daß er den Dreißigsten eine Ferienreise nach Plankensfels antreten würde. Dies war übermorgen. Er sollte den vorgestrigen Morgen noch auf ein paar Augenblicke zu mir kommen, kam aber wieder nicht, was mich, da ich die Ursache nicht wußte, etwas verdroß, so daß ich mich, als ich ihn abends in der „Harmonie“ traf, kälter als sonst bezeugte. Er ging weg, sagte aber, daß er wieder zurückkäme. Ich wartete auch, und er kam, wiewohl sehr spät, da er noch auf der Straße mit einigen Kerls, die ihm in den Weg traten, Händel bekommen hat. Er, wiewohl er nicht eigentlich robust ist, ist groß und stark und warf sie über den Haufen. Er erzählte es mir und einem gewissen Fallot, der bei mir saß. Wir waren allein von der Gesellschaft noch im Saale. Dies brachte natürlich das Gespräch auf seine wilde Gemüthsart, ja auf die sonderbare Art, wie er unter der Herrschaft der Natur zu stehen scheint. Bei seiner äußerst naiven Gutmütigkeit war er mir immer als ein wahrer Naturmensch vorgekommen, nun aber erschien er so im engeren Sinne des Worts, und dieser schöne, lebenswürdige, lebenslustige Mensch

zeigte sich von einer Seite, von der er in der That unheimlich erscheinen mußte, wiewohl meine Liebe zu ihm eher dadurch gesteigert wurde. Er erzählte uns, daß er eben diesen Morgen, als er noch einmal schröpfen wollte, einen Andrang des Bluts nach dem Kopfe hin verspürt habe und in Ohnmacht gefallen sei. Mit den Glascherben der zerbrochenen Schröpfköpfe habe er sich empfindlich verwundet, aber wenig daraus gemacht. Schon in seiner Kindheit habe er als Nachtwandler die Gegend erschreckt, wenn er auf der höchsten Turmspitze des felsigen Egloffsteins gegessen sei. Ein Lehrer habe ihn in diesem Zustande einmal plötzlich in ein Schaff kaltes Wasser getaucht, wodurch er acht Tage lang bewußtlos geworden, die Gewohnheit, auf die Dächer zu klettern, aber verloren habe. Dafür habe sich ein anderes, noch heftigeres Uebel eingestellt, das ihn oft bei geringer Anreizung bis zu einer an Raserei grenzenden Wut aufrege, in welchem Zustande er dann keines Menschen schöne und sein Körper wie von Eisen sei. So hätte er im Schlafe einmal, zufällig gereizt, seinen eigenen Bruder beinahe getötet und ein andermal seine Schwester erdroffelt, wenn man ihnen nicht zu Hilfe geeilt wäre. Ebenfalls im Schlafzustande habe er noch als Knabe einen seiner Lehrer, der ein großer, robuster Mann war, mit einer solchen Kraft angefallen und so lange gegen die Erde gestampft, bis sein Bein entzwei gebrochen war. Des anderen Morgens war er sich dessen keineswegs bewußt. Auch in wachem Zustande habe er einmal seinen vertrautesten Freund beinahe zu Tode geworfen. Dies, sagte er, schmerze ihn um so mehr, da er im gewöhnlichen Leben nicht im stande sei, ein Kind zu beleidigen, und es mit jedermann gut meine. Er dürfe nie wagen, bei jemandem zu schlafen, da er nicht für sich gut stehen könne, und obwohl ihm die Aerzte als das beste Mittel empfohlen hätten, zu heiraten, so könne er doch nicht und müsse fürchten, seine Frau in den ersten acht Tagen zu erdroffeln.

25. Dezember 1823. Bayreuth.

Fallot verließ uns, und Egloffstein fuhr fort, seinen Zustand mit der Berserkerwut der alten nordischen Kämpfer zu vergleichen. Zufällig hatte ich das achte Heft der „Eduna“ bei mir in der Tasche, worin sich eine herrliche Ballade von Tegnér aus der Frithjofssage befindet. Ich erinnerte mich, daß der Berserkerwut einmal darin gedacht werde, und suchte die Stelle auf, die ich ihm übersehte:

„Hvarför står du ner ditt öga? Jag var också ung en gang:
Lifvet är en strid fran början, ungdomen dess Berserkång.“

Klämmas skall hon mellan sköldar, tills det vilda mod är tömdt;
Jag har pröfvat och förlåtit, jag har örnmat och förglömt¹⁾.

Ich übersehte ihm noch einige Strophen aus dieser unvergleichlichen Romanze. Er bezeugte große Lust, schwedisch zu lernen, da er überhaupt viel Neigung gegen die nordischen Völker und Länder habe. Als wir aufstanden und nach Hause gingen, schlang er seinen Arm um mich und sagte, daß er zwar den Tag über beständig mit seinen Kollegien und juristischen Arbeiten geplagt sei, den Abend aber von Fünf bis Sieben, wünsche er mit mir zuzubringen, und ich solle ihm besonders etwas von der schwedischen Sprache mitteilen. Wenn er Wort hält, so werden wir nach unserer Zurückhaltung schöne Stunden erleben. Ich sagte ihm, daß ich ihn vielleicht auf meiner Rückreise von Bayreuth besuchen würde, da er bis dahin in Plankensfels sein wird, vorerst aber nach Egloffstein geht. In vierzehn Tagen, sagte er, würde er wieder in Erlangen sein. Was hätte ich aber in dieser Zwischenzeit in Erlangen thun sollen? Sie würde mir unerträglich geworden sein. Ich begleitete ihn noch bis vor seine Hausthüre, und wir schieden mit einer Umarmung voneinander.

27. Dezember 1823. Bayreuth.

Ich befinde mich hier nicht am behaglichsten. Jean Pauls Frau, die ich vorgestern morgens zuerst sprach, wollte durchaus, daß ich eine ganze Menge von Bekanntschaften machen soll, wozu ich aber nicht gelaunt bin, da der hiesige Ton ungemein steif ist, und meine Kleidung nicht ganz orthodox ist, da ich eine Mütze und bunte seidene Halstücher trage, was hier als unanständig angesehen wird, wie mir besonders mein alter Freund Massenbach eingeschärft hat, den ich hier getroffen. Jean Paul selbst sah ich zuerst vorgestern abend, aber nur wenige Augenblicke, wo auch von meinem Drama die Rede war, das ich mitgebracht, und das ich seiner Frau und einer Frau von Otto, die gegenwärtig war, vorlas. Jean Paul hat es gestern morgen für sich gelesen. Gestern morgen wollte ich Graf Münster aufsuchen, den ich aber nicht fand. Sodann ging ich zu Frau von Richter, da sie mich zu Herder²⁾ führen wollte. Ich traf aber Frau von Herder bei ihr an. Eine junge, schöne, liebenswürdige

¹⁾ l. c. XIX, „Frithiofs Frestelse“:

„Schlage nicht das Auge nieder, jung doch war auch ich so lang:

Kampf von Anfang ist das Leben, Jugend sein Berserfergang“ u. s. w.

²⁾ Der bayrische Forsttrat Emil von Herder, dessen Ehe mit Luise Huber indes keine glückliche war und später gelöst wurde. [194]

Frau, Schwiegertochter des großen Herder und Tochter der Madame Huber¹⁾, die ich öfters in meiner Jugend sah. Frau von Richter wollte mich durchaus zu Welbels schleppen, wogegen ich mich aber mit Händen und Füßen wehrte. Sie hatte überhaupt viel an mir auszustellen und wollte mich durchaus für die Bayreuther große Welt gewinnen. Zugleich lernte ich eine Stiftsdame, das Fräulein von Stein, kennen, die mich für nächsten Montag in ihren Lesezirkel einlud. Denn hier ist eine unglaubliche litterarische Wut unter den Frauenzimmern; mehrere poetische Lesezirkel und dergleichen mehr. Nachmittags war ich bei Doktor Rapp [195], bei dem ich den Herrn Dietsch traf, der den Orpheus übersezt hat²⁾ und einen Höcker hat. Mit Rapp ging ich dann zu Professor Geld, um Elsperger aufzusuchen. Wir trafen sie in der „Harmonie“, wobei noch ein anderer Gymnasiallehrer Namens Beusch, ein unleidlicher gelehrter Schwäger. Heute morgen wollte ich Herders besuchen, wohin mir Rapp den Weg wies, ich traf aber niemand an. Dann ging ich wieder zu Jean Paul und mußte mit seiner Frau zur Stiftsdame von Stein gehen und zur Kammerfrau von Plotho, da auch diese Mitglieder des Lesezirkels sind. Fräulein von Stein, welche schielt, hatte ein paar von meinen Ghazelen gelesen und machte mir das Kompliment, daß der Orient darin gut aufgegriffen sei. Ich sehe nun, daß die Urjulas meiner Phantasie auch in der Wirklichkeit existieren, und habe es besonders hier auf das lebendigste empfunden. Uebrigens meinen es diese Weiber gut, und besonders Jean Pauls Frau ist ausgezeichnet in ihrer Art, lebhaft, gutmütig, voll guter Einfälle; aber wenn es nun freilich ins Urtheilen hineinkommt, dann geht es ins Unbegreifliche! Frau von Plotho war nicht zu Hause, vielmehr bloß ihre Tochter, ein Mädchen, das nicht gerade hübsch ist, aber frisch, unschuldig und natürlich. Eine liebliche Natur bewahrt sich auch in den gezwungensten Verhältnissen.

23. Dezember 1823. Bayreuth.

Ich war gestern abend wieder bei Jean Paul gebeten, wo ich seine Frau und seine beiden Töchter [196] fand, wovon die eine sich gar nicht ins Gespräch mischt, die andere aber sehr lebhaft und verständig ist. Später

¹⁾ Der Therese Huber, Tochter des Göttinger Philologen Heyne und Freundin der Caroline Schlegel. Vgl. [203].

²⁾ Erlangen 1822.

³⁾ Stiftspräbstin Eleonore Frein von Stein-Nordheim, gest. 1853 im 71. Lebensjahre zu Waißenbach.

kam auch Fräulein von Blotho dazu. Ich mußte zuerst den Prolog an Goethe in der „Urania“ vorlesen, der auch Jean Paul sehr gefallen haben soll¹⁾. Später sollte ich etwas aus Voltaire vorlesen und wählte den fünften Akt der „Adélaïde du Guesclin“. Ich hatte es lange nicht mehr in der Hand gehabt und fühlte nun recht das Falsche und Deklamatorische. Jean Paul kam selbst und setzte sich zu mir. Er war sehr geistreich und liebenswürdig. Diesmal sollte ich ihn aber nicht als Jean Paul, sondern als Richter, und zwar meines Dramas, kennen lernen. Er sagte, daß er es mit viel Aufmerksamkeit gelesen habe, was es auch verdiene. Doch machte er mehrere Ausstellungen im einzelnen. Die Novelle vom Diodat sollte der anderen von der Aschenbrödel mehr untergeordnet werden; die beiden Schwestern sollten im fünften Akt bestraft werden, einige grobe Witze sollten weggestrichen werden und dergleichen mehr. Die weiblichen Charaktere schienen ihm am besten gehalten, besonders interessierte er sich für Aschenbrödel selbst und er zweifelte, ob Astolf sie verdiene, und hätte sie eher dem Diodat gegönnt. In den ersten Partien, sagte er, folge man mir sehr gerne, und einzelne metaphysische Sentenzen wären glücklich eingewoben. Als ich erwähnte, daß das Stück in fünf Tagen geschrieben worden sei, sagte er, ich hätte dabei eine große Kraft bewiesen. Die allzuvielen Wortspiele verdammt er, einige aber, zum Beispiel: „Ein Ball ist mehr als eine Ballade“, gefielen ihm besonders wohl. Für das Idyllische hätte ich viel Talent, worunter er wohl das Märchen meinte. In dem „Prolog an Goethe“ und der „Zueignung an Schelling“ wäre beiden eigentlich zu viel geschehen, wiewohl diese Bemerkung mit der Kunst nichts zu schaffen hätte. Goethe wäre doch eigentlich von seiner Zeit auf den Händen getragen worden, und die Nachwelt würde ihn strenger beurteilen. Meine neuen Chaselen hätten ihn sehr angesprochen; jedoch fühle man durch den äußerlichen Leichtsinns einen innerlichen Schmerz durchscheinen.

Auch von Rückert war die Rede. Er sprach ihm sehr viel Talent zu, aber eine große Geschmacklosigkeit. Er hätte so viel Gewandtheit, daß er allenfalls selbst seine Briefe in Sonetten schreiben könnte; aber wenn man die Sprache rädere, so ließe sich freilich viel ins Wert setzen.

Bei Gelegenheit der „Weiber von Windsor“ ergoß er sich in ein Lob Shakespeares. Eine solche Charakteristik wäre bloß durch höhere Eingebung möglich, der Natur ließe sich so etwas nicht abkopieren.

¹⁾ Vgl. S. 559 und „Urania“ 1824, S. 343 ff. Ursprüngliche Lesart und spätere Fassung bei R. I, 726 und 64 ff.

Dumme Kerls zu erschaffen, mißlänge fast allen, außer Shafespeare. Andere stellten bei ihren Einfältigen gewöhnlich nur sich selbst dar.

Erst diesen Morgen habe ich mein Duodezexemplar der heroischen Komödie an Tieck abgesandt, ermutigt durch die Teilnahme Jean Pauls.

30. Dezember 1823. Bayreuth.

Die Nachmittage brachte ich meist bei Rapp zu. Gestern abend war ich mit ihm in den Lesezirkel bei Fräulein von Stein gebeten, wo ich meine Komödie vorlesen sollte. Frau von Blotho und Frau von Richter mit Frau von Herder waren gegenwärtig. Ich kam bis in den dritten Akt, wovon besonders das Märchen gefallen hat, und wurde dann durch die Ankunft Jean Pauls auf eine sehr angenehme Weise unterbrochen. Jean Paul war diesen Abend überaus geistreich, witzig bis zum Drolligen, und aus einer Masse von Einfällen, die sich einander immer wieder kreuzen, und wovon einer den anderen verdrängt, brach auf eine ungekünstelte Weise die warme Fülle seines Herzens von Zeit zu Zeit hervor. Er erzählte mehreres aus seiner Kinderzeit, sprach von der Aufgabe, seine Biographie zu schreiben, und von seinem gegenwärtigen Werke, das einen religiösen Gehalt hat. Wir begleiteten ihn dann nach Hause, wo er, seine Frau am Arm führend und in der anderen Hand ein Laternchen, ungemein drollig und liebenswürdig aussah. Heute abend soll ich bei Frau von Herder mein Stück zu Ende lesen.

31. Dezember 1823. Bayreuth.

Gestern abend vollendete ich bei Frau von Herder die Lektüre meiner Komödie. Den Herrn von Herder lernte ich schon vormittags kennen, wo ich ihn in seinem Bureau besuchte. Vor jener Abendgesellschaft war ich noch bei Jean Paul, dem ich auf sein Verlangen ein Gedicht vorlas, das schon diese Tage her viel Glück bei den Frauen machte, und das ich zufällig in meiner Tasche fand. Es ist ein finnisches Volkslied, „Wäinämöinsens Harfe“¹⁾, das ich vor einiger Zeit aus dem Schwedischen übersetzt habe. Jean Paul sprach viel zum Urtheil der Volkslieder, und wie viel Vergnügen ihm die Herderschen gewährten. Meine Art, zu lesen, lobte er sehr. Auf eine so feierliche, gesangartige Weise müsse Poesie vorgetragen werden. Ich war gerade sehr mit Zahnweh geplagt, und Jean Paul magnetisierte mich. Es half für den Augenblick, kam aber später in der Gesellschaft wieder. Doch mußten mir die Frauen so

¹⁾ R. I, 84. Zuerst im „Frauentaschenbuch“ 1825, S. 257.

viele Mittel anzuraten, daß ich mir wirklich eine ruhige Nacht verschafft und auch heute nicht gelitten habe. Heute wollte ich eigentlich nach Plankensfels, um den Neujahrstag bei Egloffstein zuzubringen. Aber dieser hatte mir auf meine Anfrage deshalb geantwortet, daß er mit einer Partie nach Aulendorf engagiert sei, von der er sich nicht hätte anschließen können. Den heutigen Abend brachte ich wieder bei Frau von Richter zu, wo ich zuerst einiges von Jean Paul selbst vorlas und dann mit Emma ein paar Partien Schach spielte.

1. Januar 1824. Bayreuth.

Rapp brachte mir diesen Morgen meine Komödie zurück, die ich ihm, um sie zu Ende zu lesen, gegeben. Er sagte viel zu ihrem Lobe, besonders von ihrer Einfachheit und der leichten, fließenden Art, in der sie geschrieben sei.

Den heutigen Abend brachte ich ganz allein mit Jean Pauls Frau hin, da alles in eine große Gesellschaft bei Welden gebeten war. Ich habe die Frau jenes bedeutenden Mannes ganz seiner wert gefunden, je mehr ich sie kennen lernte. Sie und er scheinen besonders seit dem Tode ihres eigenen Sohnes an jungen Leuten den liebevollsten Anteil zu nehmen. „Sie kennen unser Schicksal,“ sagte sie mir vor ein paar Tagen, als ich ihr für ihre Güte für mich dankte. Sie ist in der That eine außerordentliche Frau, äußerst geschäftig in ihrem Häuslichen, von der größten Lebhaftigkeit des Geistes und von einer himmlischen Güte und Theilnahme.

9. Januar 1824. Erlangen.

Von Egloffstein habe ich wenig und wenig Erfreuliches zu sagen. Vorgestern sah ich ihn zuerst, aber nur vom Fenster aus. Gestern mittags begegnete er mir auf der Straße und ging auf mich zu. Er gab mir die Hand und sagte, daß es ihm sehr leid gethan habe, mich in Plankensfels nicht haben sehen zu können. Er fügte hinzu, daß wir uns den Abend in der „Harmonie“ treffen sollten. Ich ging hin, allein er kam nicht. Den Nachmittag vorher sah ich ihn auf der Altstädter Wiese, die überfrozen ist, und wo er Schlittschuh lief. Ich hatte gleichfalls meine Schlittschuhe bei mir und lud ihn ein, mit auf den Erlanger Weiher zu gehen, wo das Eis weit besser ist. Er sagte aber, daß er um Drei Kollegium habe. Ich ging dann mit Hodes, einem jungen Mann von der Burschenschaft¹⁾, den ich bei Schubert und Schelling zuweilen

¹⁾ Der diese Gemeinschaft bald schwer büßen mußte. Vgl. Reuter a. a. D., S. 154.

treffe, und der sich mit Naturwissenschaften beschäftigt. Heute, als ich wieder dahin ging, sah ich Egloffstein, ohne ihn zu sprechen, und er war nicht in der „Harmonie“. So scheint's, daß wir bereits in einem gespannten Verhältnisse stehen.

1. Februar 1824. Erlangen.

Ich habe größtenteils traurige Tage gelebt. Kernells Kränklichkeit hat sich in eine wirkliche Lungenstich verwandelt, und der Arzt fürchtet, daß er nur noch einen Monat zu leben habe. Da ich ihn täglich mehrmals besuche, so habe ich bei einem so traurigen Verhältnis unglaublich gelitten, weil Kernell selbst keine Ahnung von seinem Schicksal hat und immer von Schweden und Italien spricht, während er vielleicht seine Thürschwelle nicht mehr betreten wird. Jedoch ist bei gestern eingetretener heiterer Witterung wieder Hoffnung zu seinem Aufkommen.

In der ersten Hälfte dieses Monats genoß ich das Vergnügen des Eislaufs in vorzüglichem Maß, besonders ein paarmal, wo wir den großen und ganz zugefrorenen Dechsendorfer Weiher besuchten, wobei ich auch mehrere von der ehemaligen Burschenschaft kennen lernte. Wir spielten auf dem Eise einige Fang- und Lausspiele, die sehr lustig waren.

Egloffstein sah ich beinahe gar nicht, oder nur auf der Straße und ein paarmal in Druck. Er ist sehr beschäftigt, da er in einem halben Jahr nachholen soll, was er in vier Jahren versäumt hat in Bezug auf seine juridische Carriere. Bloß am Siebzehnten vorigen Monats kam er vor Tisch ein paar Augenblicke zu mir. Ich schenkte ihm ein Belinerexemplar meiner Neuen Ghaselen. In Bezug auf die Subskription auf dieselben habe ich bereits meine Kosten und auch noch eine Summe darüber gewonnen, ohne noch die übrigen Exemplare in den Buchhandel gegeben zu haben, was bis Ostern geschehen soll. Bruchmann hat in Wien schon fünfzig Exemplare abgesetzt und wieder vierzig neue verlangt. Umbreit hat mir einen Brief voll Lob und Begeisterung über meine Neuen Ghaselen geschrieben. Auch Jakob Grimm äußert sich darüber in seiner Antwort, „daß er in allen Liedern tiefes Gefühl und feinen Ausdruck dieses Gefühls gefunden habe; wenn er in der Form noch etwas Undeutsches bemerke, so spreche er sich dabei keineswegs von Einseitigkeit und Vorurteil frei“. Ruhl hat mir mit einem Brief voll Dank und Freude sein Bild geschickt, das ich verlangt hatte¹⁾.

¹⁾ Brief vom 20. Januar; das Bildnis nicht erhalten. Vgl. Mff. Mon. 68 h.

29. Februar 1824.

In diesem nun auch ohne alle schriftliche Aufzeichnung verstrichenen Monat waren nur ein paar schöne Tage für mich. Der eine war der Siebente, an dem ich nachmittags mein Drama vor Hodcs, Feuerbach und Egloffstein vortrug und sodann mit letzterem nach Buchenbach ging, wo ich die letzten schönen Stunden, denen manche Mißhelligkeiten vorangingen, mit ihm zubrachte. Seitdem hat er mir so mancherlei Bemeise von Gleichgültigkeit gegeben, daß ich am besten fand, ihm auszuweichen und nicht mehr mit ihm zu sprechen, was denn auch geschah. Was er dabei fühlt, weiß ich nicht; daß er mich nicht gehaßt hat, ist gewiß. Wie aber die eigentliche Stimmung seines Herzens für mich war, wird mir immer ein Geheimniß bleiben. Ich zerstöre selbst ein Verhältnis, das mir nur Dual bereiten würde, wiewohl ich nie seinesgleichen finden werde, denn er ist schön und liebenswürdig über allen Ausdruck, und nie habe ich einen Menschen gesehen, der in allem so einfach und natürlich, so ganz der Gegenwart zu leben weiß.

Eine andere interessante Bekanntschaft machte ich jedoch auf dem Balle, der am Siebzehnten, dem Nachjubiläumstag des Königs, hier im Redoutensaal gefeiert wurde. Dies ist der zweite schöne Tag dieses traurigen Monats, von dem ich einen großen Teil bei dem armen, sich zum Grabe neigenden Kernell zubrachte. Jener Freund, den ich fand, und den ich schon früher günstig bemerkt und oberflächlich gesprochen hatte, ist ein Herr von Stachelhausen aus Regensburg. Er hat eine entschiedene Gesichtsbildung und die schönsten schwarzen Augen von der Welt. Dabei ist er noch sehr jung und scheint mir nicht übel zu wollen; aber bei dem allen ist er kein Egloffstein. Das Schicksal jedoch, wenn es alles nimmt, giebt wenigstens etwas zum Ersatz. Ob mir Stachelhausen freilich geneigt ist, kann ich noch nicht entscheiden. Ich habe ihn seitdem nicht wieder auf längere Zeit, ja beinahe gar nicht gesehen, wiewohl ich ihn bat, mich zu besuchen, was er mit großer Freundlichkeit bejahte, aber nicht ausführte. Vielleicht beruht auch diese Verbindung auf einer bloßen Täuschung, und ich werde vielleicht ewig jenen Freund suchen, dessen Bild ich vergöttere, ohne es eigentlich zu kennen. Aufschluß über die erwähnten Verhältnisse kann eine Reihe von Gedichten, meist Ghaselen, geben, die im Laufe dieses neuen Jahres entstanden.

28. März 1824.

Kernell nähert sich immer mehr seiner Auflösung, wiewohl er selbst noch voll von Hoffnung ist. Er hütet das Bett seit ungefähr vierzehn

Tagen und wird es nicht mehr verlassen. Die Natur zerstört sich bei dieser Krankheit auf eine unaufhaltsame Weise. Zuerst reichten Schweiß, Fieber und Auswurf hin, ihn gänzlich abzuzehren. Sodann kamen noch Durchfälle hinzu; sodann eine Schlaflosigkeit, die seinem Körper jede Erholung versagte, endlich eine Geschwulst im Hals, die ihn verhindert, feste Speise zu sich zu nehmen. Diese Tage ging das Blut durch den Stuhlgang von ihm, und nun sind auch die Füße schon geschwollen: letztes Zeichen bei Sterbenden. Gleichwohl sagte er gestern noch zu Wippert, welcher Besorgnisse äußerte, er wette, daß er davonkäme. Manchmal ergreift ihn aber doch, mehr durch die Einfösungen anderer, der Gedanke des Todes, und vorgestern, als ihm seine Wärterin einen wollenen Kittel anzog, den ich ihm gegeben, sagte er: „Dieser folgt mit im Sarge,“ was mir die Wärterin repetierte, da ich ihn bei seiner lispelnden Sprache nicht mehr verstehe. Dieser sonderbare Beweis von Freundschaft rührte mich zu Thränen. Er selbst weint öfters, wenn wir nicht gegenwärtig sind. Besonders scheint es ihm leid zu thun, nicht mit uns sprechen zu können. Einmal weinte er auch in meiner Gegenwart, indem er mir um den Hals fiel und mich um Verzeihung bat, daß er mich den Abend vorher fortgeschickt, denn er sieht wenig Leute mehr außer seiner Wärterin, die wir ihm verschafft, und an die er sich sehr attachiert hat. Bloß Wippert und ich besuchen ihn noch, und seit ungefähr acht Tagen schlafen wir in einem Nebenzimmer im „Walsisch“, wo er wohnt, um im Notfall gleich bei der Hand zu sein. Ich weiß nicht, ob ich schon von Wippert gesprochen habe. Er ist ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, der viele Universitäten besucht hat und nun als Freund Pfeiffers, mit dem er jedoch in einem beständigen Zank lebt, sich hier aufhält. Er war vor kurzem in Frankreich, und ich habe ihn, durch Pfeiffers Vermittelung an Liebig in Paris empfohlen, von dem er mir einen Brief mitbrachte¹⁾. Seinem Charakter nach ist er unendlich schätzbar; aber seiner Denkungsart nach ist er ein eingefleischter Kantianer aus der Frieschen Schule und daher mir und anderen oft unerträglich. Er ist jedoch im allgemeinen sehr gemäßigt und angenehm im Umgang, und ich habe zuerst diesen Winter mich auf denällen viel mit ihm herumgetrieben, und dann vereinigte uns Kernells Krankstube. Er kannte Kernell vor dessen Krankheit wenig oder gar nicht; aber er besuchte ihn, da er selbst kränklich ist und viel gelitten, ja in Frankreich

¹⁾ Brief vom 15. Januar 1824, der sich als Antwort auf die Sendung des „Gläsernen Pantoffels“ gibt.

unter fremden Menschen sich in einer ähnlichen Lage befunden hat. Auch Godes war unter denen, die Kernell öfters an seinem Schmerzenslager besuchten; aber vor ein paar Tagen ist er in eine sogenannte Verschwörung, wie sie der Verdacht gegenwärtiger Politik aufsticht, verwickelt, nach Kassel geschleppt worden. Jene Krankheit hielt mich auf mannigfache Weise von allen Beschäftigungen ab, und ich fühle mich daher außerordentlich überhäuft. So viele Studien sind liegen geblieben, so viele Vorsätze unausgeführt; ich bin verstimmt und übellaunig. Ein paar Pläne zu neuen Komödien stehen ziemlich lebendig vor mir, deren Stoff ich aus Legrands „Fabliaux ou Contes“ schöpfte; aber es fehlt mir die Gunst des Augenblicks, sie auszuführen.

Ein schönes Exemplar des „Gläsernen Pantoffels“ habe ich nach Kassel an Ruhl geschickt, der es auch Jakob Grimm mittheilte. Beide urteilen in ihren Briefen sehr günstig darüber. Dasselbe Exemplar ist nun nach Weimar an Goethe abgegangen. Ein gewisser Büffel aus Amberg¹⁾ hat mir ein paar Briefe, den einen in Versen, geschrieben, worin er mir seine Freundschaft aufdringt, mir die schmeichelhaftesten Sottisen sagt und voll dummdreister Annäherung mich zwingen will, seine Gedichte zu lesen. Ich habe den zweiten Brief mit ein paar Zeilen beantwortet, worin ich dringende Geschäfte vorschützte, und mich übrigens auf den Inhalt seiner Briefe nicht einließ, da ich ebensowenig heucheln, als ihm die Wahrheit sagen wollte.

Egloffstein sehe ich zuweilen in der „Harmonie“, doch grüßen wir uns nicht mehr, zumal da ich zufällig durch den Rausch eines seiner Kameraden erfuhr, daß er diesen und anderen Dinge mittheilte, die ein zartes Gefühl keinem dritten mitzuteilen pflegt. Ob es Rache oder Gleichgültigkeit war, kann ich nicht entscheiden. Stachelhausen war mehrmals bei mir, ohne mich anzutreffen. Ich besuchte ihn daher an einem Sonntage, dem Einundzwanzigsten dieses Monats. Er ist ein großer Freund der Mineralogie, und ich lud ihn ein, den folgenden Morgen zu mir zu kommen, um mein kleines Mineralienkabinett gemeinschaftlich mit mir durchzugehen, da es mich immer freut, wieder an Naturstudien erinnert zu werden und hierin etwas zu lernen. Wir gingen einen Teil meiner Sammlung durch; vorgestern kam er wieder, und wir sind nun schon bei den metallischen Fossilien. Freilich wünschte ich vor allem einen Freund, mit dem ich mich über Litteratur unterreden, mit dem ich

¹⁾ Moys Joseph Büffel (1789—1842), Postbeamter und belletristischer Schriftsteller. Als letzterer gab er u. a. „Poetische Blüten“ (1819) heraus.

Shakespeare und Calderon im Original lesen könnte, und dieser fehlt mir ganz.

9. April 1824. Erlangen.

Am 30. März zwischen zwei und drei Uhr nachmittags starb Peter Ulrich Kernell vor den Augen seiner Freunde. Wir hatten seinen Tod, wie wohl längst erwartet, doch nicht so nahe geglaubt, ja, da er den Neunundzwanzigsten sich besonders wohl fühlte, so schliefen Wippert und ich gerade diese Nacht nicht im Nebenzimmer, wie gewöhnlich. Aber ich habe mir noch mehr vorzuwerfen. Auch den nächsten Vormittag wollte es der Zufall, daß ich ihn erst um zwölf Uhr besuchte. Ich fand ihn sehr schlecht, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, den ihm die Wärterin von Zeit zu Zeit abwischte, und die Hände waren blau. Dennoch sprach er noch, ja er hielt mich am Rock und sagte mir mit lallender Stimme, ob ich bei ihm bleiben wolle oder nicht. Ich bejahte es und gedachte den ganzen Tag über ihn nicht zu verlassen. Als aber später zum Essen geläutet wurde, so wollte ich mit seiner Bewilligung eine Viertelstunde hinuntergehen und dann gleich wieder heraufkommen. Verblendung oder Leichtsinns ließen mich nicht bemerken, daß sein Ende so äußerst nahe sei. Dennoch schickte ich sogleich zu Wippert und Engelhardt und ließ sie herbeischeiden. Noch ehe sie kamen, war ich wieder oben bei dem Kranken; aber wie verändert fand ich ihn in dieser kurzen Zeit! Sein ganzer Körper, sein Gesicht und seine Stirne waren blau, seine Augen starr und unbeweglich. Er gab kein Zeichen von Anteil und Leben mehr von sich. Endlich kamen die anderen, zuletzt auch Herr von Kersdorf. Wir saßen um sein Bett, Wippert hielt seinen Arm und zählte die schwachen Pulsschläge, die sich so unmerklich verloren, daß er keine Rechenschaft davon geben konnte. Wir hielten ihn, glaube ich, auch lange noch für lebend, nachdem er schon verschieden war. Ein bitterer Zug, der einmal über sein ganzes Gesicht sich hinzog und seine Augen verschloß, mag der Augenblick seines Todes gewesen sein. Seine Augen gingen wieder auf, die innere schwarze Pupille dehnte sich zusehends aus und leuchtete, die Bläue von seiner Stirn verschwand, und das ganze Gesicht wurde weiß. Wir hielten dies für ein gutes Zeichen, und während er schon tot war, glaubten wir, daß er vielleicht noch einmal zu sich kommen würde. Endlich aber fühlten wir doch, daß er nicht mehr leben könne; der Puls war verstummt, und das Herz schlug nicht mehr. Ein herbeigeholter Arzt bestätigte seinen Tod, und nun wurde das stille, lautlose Krankenzimmer durch die traurigen Vorbereitungen seiner Bestattung belebt. Der Leichenbitter, der Schreiner, die Totenfrau wurden

herbeschieden, der Sarg bestellt, der Tote entkleidet, einige Locken für die Seinigen in Schweden abgeschnitten, der Tag der Beerdigung auf den 2. April festgesetzt. Sie ging an diesem Tage um neun Uhr morgens vor sich. Die Studenten bestatteten ihn feierlich, der Prorektor und alle Professoren, die ihn gekannt hatten, gingen mit, sowie die jüngeren Leute. Engelhardt hielt eine Rede in der Gottesackerkirche vor dem Sarge. Auf dem Zuge repräsentierten Wippert und ich die Angehörigen des Verstorbenen und gingen gleich hinter dem Sarge vor der Geistlichkeit. Unter Gesängen ward er eingesenkt. Schon einen Tag nach seinem Tode hatte ich ein Gedicht niedergeschrieben, das ich mit Engelhardt sogleich in die Druckerei brachte, und das vor der Leiche an die Teilnehmenden verteilt wurde¹⁾. Eine Anzahl von hundert Exemplaren soll mit Kernells Koffer nach Schweden geschickt werden. Dies Gedicht hat hier sich eines auffallenden Beifalls zu erfreuen gehabt, und von allen Seiten werden mir Exemplare abgefordert.

Während ich dieses schreibe, erinnere ich mich, daß heute Kernells siebenundzwanzigster Geburtstag wäre. Aber auch ich fühle heute zum erstenmal lebhaft, daß ich bald das Opfer eines gleichen Übels sein werde. Ein Brustübel in meiner frühesten Jugend, Kongestionen nach der Brust, die ich seit einiger Zeit empfinde, Magerkeit, Auswurf und besonders ein Andrang des Bluts nach dem Kopf lassen auch dies befürchten.

15. April 1824. Erlangen.

In „Kunst und Altertum“ findet sich eine sehr günstige Anzeige meiner Neuen Ghafelen²⁾, von denen ich noch hundertfünfzig Exemplare übrig behalten und sie Heydern in Kommission gegeben habe. Von Goethe habe ich auch einen sehr freundlichen Brief erhalten. Ich sandte ihm den „Gläsernen Pantoffel“ zu; er schickte mir ihn zurück und bat mich, ihm denselben gedruckt wiederzuschicken, da ich ihn wolle drucken lassen. Gegenwärtig sei er mit einem naturwissenschaftlichen Heft beschäftigt, und erst in einiger Zeit versammelten sich wieder die lieben Gebildeten um ihn, mit denen er dergleichen heitere Produkte mehr zu genießen als zu beurteilen pflege. [197]

Dieser Tage erhielt ich einen schwedischen Brief von Sjögreen³⁾, einem Freunde Kernells, der gegenwärtig in Berlin ist, und den ich von dem Krankheitszustande seines Freundes unterrichtet habe. Er wollte hier-

¹⁾ „Am Grabe Peter Ulrich Kernells“, R. I, 69 ff.

²⁾ A. a. D. April, 3, 159 ff.

³⁾ Brief vom 8. April, vgl. Wff. Mon. 69, 5.

herkommen, wenn es noch Zeit wäre. Ich schrieb ihm den Tod Kernells mit den Nebenumständen und legte ihm ein Exemplar des Gedichts bei.

16. April 1824. Erlangen.

Noch vor Kernells Tode wurde eine kleine Komödie in einem Akte Namens „Berengar“ angefangen, die in diesem Monate vollendet worden. Engelhardt hörte sie zuerst und urteilte, daß sich hier in Beziehung auf den „Gläsernen Pantoffel“ ein Fortschritt zeige. Die Behandlung ist leichter und eleganter, der Stoff komischer und die Wortspiele nicht so häufig. Der „Berengar“ wurde sodann am Neunten dieses bei Wippert vor einer Gesellschaft junger Professoren vorgelesen, zugleich mit dem „Gläsernen Pantoffel“, da Blochmann und Leupoldt gegenwärtig waren, die diesen, sowie Wippert selbst, noch nicht gehört hatten. Elsperger, Buchta, Pfeiffer, Balbach¹⁾, Hoffmann waren noch dabei. Aber der „Berengar“ wurde ungünstig aufgenommen. Mit desto mehr Vergnügen wurde er gestern abends bei Schelling gehört. Schelling selbst war nicht zugegen; aber seine Frau und Schwägerin, Pfaff und Schubert mit ihren Familien und Wippert, den ich bei Schellings einführte. Schubert und Pfaff fanden das kleine Stück vortrefflich, und Pfaff bemerkte, daß ich mich in Hinsicht meines Wises gebessert hätte.

Da von den Theatern vorerst doch nichts zu hoffen ist, so sollen beide Komödien unter dem Titel „Schauspiele von *, Erstes Bändchen“ gedruckt werden, um dadurch womöglich meinen künftigen Stücken zuerst Eingang auf dem Theater zu verschaffen. Engelhardt wollte das Manuscript an Cotta schicken, aber Heyder erfuhr davon, bot sich als Verleger an und versprach eine Karolin für den Bogen. Ich schloß einen Vertrag mit ihm ab, und der Druck soll nächste Osterwoche beginnen, wenn ich mit Wippert von einer Muggendorfer Landpartie zurückkehre, die wir noch heute, am Karfreitage, antreten. Hoffmann verläßt uns; er hat eine Professur in Landshut erhalten. Ich wurde von seinen Freunden gebeten, für den Abschiedsabend ein Gedicht zu liefern, das nach einer bekannten Melodie zu singen wäre. Der Auftrag, so sehr ich sonst Hoffmann selbst liebe und schätze, schien mir etwas carmenmäßig, und ich habe daher das ganze Gedicht ins Lustige gedreht, was nun, da man vielleicht etwas Sentimentales erwartet, nicht gefallen wird.

¹⁾ Vgl. S. 465. Christian Karl Balbach (1798—1826), Philologe. Neuerst strebsam, wurde er schon 1820 Lehrer am Gymnasium in Nürnberg, seit 1822 in gleicher Stellung in Erlangen und dann wieder in Nürnberg, wo er früh starb.

27. April 1824. Erlangen.

Die Tage in Muggendorf, wo wir uns mit Goethes Biographie beschäftigten, vergingen angenehm bis auf einige Heftigkeiten von meiner Seite, die durch Wipperts Abneigung gegen das Christentum entstanden, gegen das er sich zuweilen auf eine ziemlich leichte Art ausläßt. Das Wetter war in der letzten Zeit schön, und jene Thäler erquickten mich wieder auf lange Zeit. Ich besuchte auch, ich glaube zum erstenmal, die Burg Gailenreuth, die ungemein kühn auf einem Felsen hervorragt, mit dem sie wie zusammengewachsen. Sie gehörte früher dem in der Sage berühmten Eppela von Geila, von dem noch das Lied geht:

„Eppela Gaila von Dramaus
Reit allezeit zu vierzehnt aus.“

Späterhin kam sie an die Egloffsteins und dann an eine Bamberger Familie.

Den Dreiundzwanzigsten, als Shakespeares Geburtstag, feierten wir in Bruch, Wippert und ich mit einer Flasche Tokayer. Ich gehe fast ausschließlich mit Wippert um, der nun aber bald Erlangen wieder verlassen wird. Ein schwedischer Brief von Stenhammer, Kernells Schwager, ist angekommen; eingeschlossen sind vier Briefe, von ihm selbst, von Schwager, Schwestern und Mutter. Sie atmen die reinste Frömmigkeit und offenbaren die durchaus edlen Verhältnisse dieser Familie. Ein Brief von Bruchmann meldet die günstige Aufnahme, die der „Gläserne Pantoffel“ bei ihm selbst, seinen Freundinnen und Freunden und anderen, denen er mitgeteilt worden, gefunden hat¹⁾, die Theater jedoch wollen nichts davon wissen und behaupten, daß es kein Stück für die Bühne sei. Es ist mir nun um so lieber, daß der Druck der Schauspiele schon begonnen hat. Am Vierundzwanzigsten habe ich die erste Korrektur erhalten.

Das Gedicht für Hoffmann ist mir schlecht bekommen. Die Gesellschaft, die es bestellte, hielt es für Spott und hat es sehr übel genommen. Es waren einige komische Umstände bei der Sache, wodurch sie noch verschlimmert wurde. Durch Kerstorf habe ich ein paar Exemplare des Leichengebichts nach München an Niethammer und Thiersch geschickt, weil sie Kernell kannten. Thiersch läßt mir sagen, daß es seit langer Zeit das erste deutsche Gedicht wieder wäre, das er lese und dafür anerkennen könne.

¹⁾ Brief vom 17. April, Mff. Mon. 68, 4 f.

Nun ist ein jüngerer Bruder Rotenhans hier, der studiert¹⁾. Er hat eine überaus schöne Gestalt. Ein Brief von Liebig unterrichtet mich, daß dieser Freund wieder nach Darmstadt zurückgekehrt ist²⁾, und wir einander also wieder um vieles näher sind.

3. Mai 1824. Erlangen.

Den ersten Mai brachte ich, wie in früheren Jahren, auf dem Walpurgisberg hin, unter dem Getimmel der dortigen Wallfahrts- und Jahrmarktsmenge. Das Wetter war unglaublich schön. Ich war sehr frühe beim Bergglimmen der Sterne allein über Effeldbrich und Kunreuth gegangen,

Ueber die Wasser kam ein Rauch wie Nebel,
Blüten wimmelten auf belebten Zweigen,
Mir entgegen wehte vom Sonnenaufgang
Heilige Kühlung.

hielt mich auch den Tag über unter den Menschen meist allein und kam mit den ersten Sternen wieder hier an, nachdem ich über Kirchhennbach und Rosperz nach Binsberg, Kersbach, dann über Igelsdorf und Bubenreuth gegangen war. Jene Thäler sind so schön wie die Jahreszeit selbst, doch scheint mich in diesem Frühling kein lyrisches Glück, wie im vorigen, begünstigen zu wollen, und an diesem schönen, ganz in der Natur verlebten Tag entstand nichts als der oben angeführte Vers. Auf dem Berg waren Wippert und andere Bekannte, doch schloß ich mich nur wenig an sie an, auch nicht an Studenten. Egloffstein, der nicht mehr hier lebt, aber von Egloffstein aus mochte hingekommen sein, reichte mir flüchtig die Hand, doch sprachen wir nicht zusammen. Von einem Marionettentheater, das ich besuchte, habe ich nichts behalten als folgendes:

„Der Tod“.

„Ich bin der Tod, der Menschenfresser, ho, ho, ho!“

„Ganswürst“.

„Seß Bratwürst, die schmecken dir besser, ho, ho, ho!“

In dieser Art kamen ein paar glückliche Verse vor. Sonst war es höchst unbedeutend.

¹⁾ Julius von Rotenhan (1805—1882), Jurist, trat 1857 als Regierungsdirektor in Bayreuth aus dem Staatsdienst, nahm aber darauf noch als Landtagsabgeordneter am öffentlichen Leben regen Anteil. Er gehörte als Politiker derselben großdeutschen Richtung wie sein Bruder an.

²⁾ Brief vom 20. April.

Gestern nachmittags ging ich allein in den Wels, da ich mit Wippert, den ich abholen wollte, einen philosophischen Zank hatte, bei dem er mich wahrhaft in eine Rut brachte, die ich vorher in diesem Grade nie an mir bemerkt hatte. Allein er behauptete auch Dinge wie die zum Beispiel, daß Schelling längst als tot zu betrachten sei, und daß Fries ihn heimgeschickt habe, und was dergleichen mehr war. Es reute mich jedoch nicht, daß ich ohne Gesellschaft war; ich schloß mich an Studenten an und machte einige Bekanntschaften, die mir erwünscht waren.

9. Mai 1824. Erlangen.

Wie schon gesagt, schloß ich mich dieser Tage mehr an Studenten an, als ich sonst gewohnt bin, und zwar meist an solche, welche der ehemaligen Burschenschaft angehörten, und mit denen sich am ersten ein gescheites Wort reden läßt. Heute lernte ich einen Namens Dorfsmüller kennen, den ich früher auf der Bibliothek bemerkt hatte, und der von den wenigen ist, welche englisch lesen. Er ist ein großer Bewunderer Shakespeares, und so entspann sich sogleich ein Gespräch über den würdigsten Gegenstand. Er scheint noch nicht viel englisch zu verstehen, und es fehlt ihm auch zum Teil an Büchern und Hilfsmitteln, wobei ich Gelegenheit hatte, ihm meine Hilfe anzubieten.

Ich weiß nicht, ob ich schon erwähnt habe, daß sowohl Frau von Schelling als Pfaffs Frau vor kurzem jede von einem Knaben entbunden worden ist.

13. Mai 1824. Erlangen.

Ich wollte ein Studium des Sophokles vornehmen, komme aber zu nichts und treibe mich unstät umher, was größtenteils daher kommt, daß Gedanken an eigene Produktion mich zerstreuen. Ich habe nun drei dramatische Pläne ziemlich in mir ausgebildet; das eine soll ein paar verflochtene Märchen aus der Zeit König Artus' enthalten und ist aus Legrand entlehnt, das zweite gleichfalls aus Legrands „*Fabliaux du treizième Siècle*“, ist die Geschichte von Aucassin und Nicolette. Das dritte ist das bekannte Märchen des Steinernen Gastes, das mich am meisten anzieht. Die Bearbeitung Molières¹⁾ ist äußerst unbedeutend, und er hatte keine Ahnung von dem ungeheuren Sinn dieser Geschichte. Aber etwas jetzt, in diesem zerstreuten Zustande auszuführen, wage ich nicht, ich müßte wenigstens einige Zeit auf dem Lande zubringen können, was

¹⁾ Don Juan ou le festin de pierre. 1665.

aber meiner Bibliothekverhältnisse wegen nicht wohl angeht. Der Druck der Schauspiele geht sehr langsam vorwärts.

Ich habe den Plan, künftigen Herbst eine Reise über Salzburg und die Tauern nach Venedig und von da über Verona und das italienische Tirol über den Brenner wieder zurück zu machen. Nun schreibt mir Hermann, daß er dieselbe Reise vorhabe und mich begleiten wolle, was mir äußerst angenehm wäre, und auch seiner geognostischen und mineralogischen Kenntnisse wegen sehr lehrreich.

Wippert ist gestern nach Wiesbaden abgereist. Unser Verhältnis ist in der letzten Zeit erkaltet. Sein Charakter ist von unverwundlicher Redlichkeit; aber seine Ansichten sind meist unerträglich, und daß er weder im Historischen, noch in Sprachen, noch im Naturwissenschaftlichen, noch auch im ästhetischen Fach etwas gethan und gelesen hat, macht ihn um so erpicht auf seine närrische Philosophie. Nach mehreren Arrestationen, die sich auf eine alte, vielleicht von den Konspiranten selbst schon vergessene Jugendverschwörung beziehen sollen, ist nun auch heute der vortreffliche Feuerbach arretiert und nach München geschleppt worden. Er erregt allgemeinen Anteil.

Dorf Müller ist ein ausgezeichnete Mensch, und ich werde nun bald einen Freund haben, mit dem ich Shakespeare und Calderon lesen kann. Er war diese Tage bei mir; ich gab ihm etwas von Shakespeare und ein englisches Lexikon, drang ihm ein paar spanische Grammatiken auf, damit er auch in diese herrliche Sprache so bald als möglich eingeweiht werde. Gestern abend sprach ich ihn im Schießhaus, er hat das Spanische schon angefangen, das ihn anzieht. Schlegel, sagte er, hätte ihm nach Calderon den Mund wässerig gemacht, und er hoffe, ihn künftigen Winter lesen zu können. Es zeigte sich auch, daß er Schelling studiert hat und mit Begeisterung von ihm spricht. Uebrigens ist er Philolog und scheint in den alten Sprachen solide Kenntnisse zu besitzen, wiewohl ich ihn sagen hörte, daß es eigentlich Geschichte sei, was ihn am meisten interessiere. Und so ist mir diese Bekanntschaft auf alle Weise angenehm und unverhofft. Von Calderon las ich diese Tage einiges für mich, zum Beispiel das vortreffliche Stück: „Muyer Mora y vencerás.“

26. Mai 1824. Erlangen.

Verwichenen Sonnabend war ein Rindtauffchmaus bei Pfaff, wobei es äußerst lustig herging, und wir bis spät in die Nacht zusammenblieben. Zwar Schelling entfernte sich bald, doch waren Raumer von Nürnberg, Engelhardt und andere da, und die Unterhaltung war sehr launig und

aufgeregt. Schubert, der einen schönen Baß hat, sang, was er sonst nicht zu thun pflegt, mehrere Studentenlieder mit Buchers Frau, und Pfaff selbst war reich an Wit und Humor.

Dorf Müller war vor einigen Tagen wieder bei mir. Er erinnert mich viel an Döllinger, mit dem ich in Würzburg ein ähnliches Verhältnis hatte, und der sich auch hauptsächlich mit Sprachen und Historie beschäftigte. Dorf Müller hat sich bereits in der spanischen Grammatik umgesehen, und ich las mit ihm und übersehte ihm die bekannte und wunderschöne Romanze: „Del conde Alarcos.“

Fugger unterrichtet mich in seinem letzten Brief über den Namen und die Verhältnisse des Mädchens, das schon halb und halb seine Braut ist¹⁾. Es ist ein Fräulein von Benningen. Buchta hat mich seiner jungen Frau vor einiger Zeit vorgestellt. Kapps Frau habe ich noch nicht gesehen. Im ganzen habe ich, seitdem Wippert weg ist, gar keinen näheren und täglichen Umgang mehr. Zu Engelhardt zwar komme ich sehr oft, doch spazieren gehe ich immer allein. Am meisten bin ich noch mit den Gymnasiallehrern beisammen.

28. Mai 1824.

Gestern lernte ich ein paar Studenten kennen, da ich mich den Nachmittag über in Kerstors Gesellschaft befand, der die seinigen um sich hatte. Der eine, Blumröder, hat einen Roman geschrieben, den ich aber nicht gelesen. Der andere, Namens Renner, ist ein Theologe und ein sehr hübscher Kerl. Sonst habe ich nichts von ihm erfahren, da er wenig sprach. Mit Blumröder machte ich, da die anderen auseinander gingen, noch einen kleinen Spaziergang. Er ist Mediziner, und dies macht ihn noch am ersten interessant. Sonst gefielen mir seine Ansichten über Litteratur nicht, und er hat sie auch nebenbei zu wenig aus sich selbst geschöpft. Man fühlt sich auch bei solchen Leuten gar sehr in der Enge, denn von Shakespeare oder Calderon mit ihnen zu reden, würde als Affectation erscheinen, da sie diese Dichter zu wenig kennen, und so ist das Interessanteste der modernen Poesie sogleich abge schnitten.

Von Calderon habe ich die Zeit über wieder gelesen: „De una causa dos efectos“ und „Qual es mayor perfeccion?“ zwei vorzügliche Stücke. Ich pflege mir nun über jedes Stück, das ich lese, ein kleines Vokabularium unbekannter und im Lexikon aufgesuchter Worte zu machen, die bei späterer Lektüre und auf Reisen sehr dienlich sein werden.

¹⁾ Minckwitz a. a. D. I, S. 197.

29. Mai 1824. Erlangen.

Gestern war zur Feier von des Königs Geburtstag ein Ball in der „Harmonie“. Ich blieb bis gegen Morgen und unterhielt mich, die Menschen hin und her beschauend, recht gut. Mit Balbach und Puchta sprach ich viel und saß auch mit der Frau und den Schwestern des letzteren beisammen. Sodann lernte ich einen Tanzmeister, Namens Hübsch kennen, der seinem Namen vollkommen entspricht. Ich hielt ihn anfangs für einen Studenten, da er einen Schnurrbart hat und noch sehr jung ist, und es freute mich, einen Studenten zu finden, der so mild und gemäßigt und in einer feineren Sprache, als es sonst gewöhnlich, sich vernehmen ließ. Als ich freilich von seinem Stand in Kenntniss gesetzt war, so fing ich an zu zweifeln, ob ich wirklich eine interessante Bekanntschaft gemacht habe, und ob der Geist von einem Tanzmeister etwas zu erwarten habe. Uebrigens ist in seinem Betragen durchaus nichts Affektirtes. Blumröder setzte sich einmal zu mir und sagte mir, daß er schon lange meine Bekanntschaft gewünscht hätte und nur durch Formalitäten davon abgehalten worden wäre. Wenn ich erlaubte, so wolle er mich zuweilen auf Spaziergängen begleiten. Ich sagte ihm, daß er mich des Abends abholen könne, wenn er wolle. Er zieht mich bis jetzt wenig an, doch hat er viel Verstand und Anschauungsvermögen. Durch Puchta lernte ich einen Vetter von ihm, Namens Schmeusser kennen, der hier auf Besuch bei seinen Verwandten sich aufhält und in Jena studiert hat. Ich traf ihn heute wieder mit Puchta auf dem Schießhause, wohin ich der schönen Bäume wegen häufig des Abends gehe. Er ist Theolog und scheint nicht ohne Bildung. Noch lernte ich gestern abend einen Studenten, Namens Butters kennen, dessen Benehmen und Gemüthsart einen sehr freundlichen Eindruck auf mich machten. Es ist ein kleiner, gedrungener junger Mensch, von dem Engelhardt sagt, er hätte Augen von sechzehn und eine Stimme von vierundzwanzig Jahren. Er hat in seinem Wesen eine trockene, drollige Heiterkeit und Aufrichtigkeit, die mit seiner Bassstimme zu harmonieren scheint. Fröhliche Menschen sind immer ein großer Trost für mich. Wir gingen zusammen nach Hause, als der Tag schon angebrochen, und er sagte mir in seiner aufrichtigen Art, daß ihm auf diesem Balle nichts Interessantes widerfahren sei, als mich kennen gelernt zu haben. Der Tanz habe ihn ermüdet, und die Gespräche mit den Tänzerinnen wolle er im Traum aussagen, so sehr wisse er sie auswendig. Ich lud ihn ein, mich auf meiner Villa zu besuchen, die ich nächstens beziehen werde. Ich habe nämlich mit Fabri ein Gartenhaus auf dem Altstädter Berg gemietet, das ich nächstens be-

ziehen werde. Wir wollen monatweise abwechseln, und den Junius werde ich für mich behalten. Ich wünschte mir schon lange wieder eine ländliche Einsamkeit, um in produktiven und anderen Studien wieder etwas fördern zu können. Meine Gesundheit war in der letzten Zeit etwas gestört, und durch eine Geismilchkur, die ich anfang, verdarb ich meinen Magen noch mehr. Jetzt scheint es sich wieder geben zu wollen.

Zu meiner italienischen Herbstreise zeigen sich günstige Auspizien. Eine namhafte Geldsumme habe ich für diesen Zweck bereits liegen; nun erhielt ich heute wieder sechs Louisdor von meiner Tante in Hannover geschickt, und das Honorar, das ich von Heyder zu erwarten habe, wird hundertvierzig Gulden betragen. Der „Gläserne Pantoffel“ samt seinen Anhängen ist schon abgedruckt, nun folgt noch der „Berengar“.

30. Mai 1824. Erlangen.

Um das Abschiedslied an Hoffmann, das mir so übel ausgelegt worden, nicht ganz zu vergessen und es jener Geschichte wegen aufzeichnend aufzubewahren, rücke ich es hier ein:

Da du fliehst aus unsern Armen
Sitzen wir betrübt allhie,
Intonieren dir ein Carmen,
Nach bekannter Melodie.

Trost gewährt es, da wir scheiden,
Daß du lehrst Pathologie,
Denn so tönt dir unser Leiden
Nach bekannter Melodie.

Doch was ziemt es sich, zu trauern,
Weil man dich von dort beschrie?
Du verlässest unsre Mauern
Nach bekannter Melodie.

Wenn dein Beutel hier ein schmaler
Beutel war und reichte nie,
Klappern dort dir tausend Thaler
Nach bekannter Melodie.

Führst du auch aus unsern Pforten
Mit dir keine teure Sie,
Freien läßt sich allerorten
Nach bekannter Melodie.

Hörst du dort ein Lied erklingen,
Fern von uns, so denk an die,
Die dir hier das ihre singen
Nach bekannter Melodie.

4. Juni 1824. Erlangen.

Stachelhausen ist nach Bayreuth abgereist; er besuchte mich vor einigen Tagen wieder und ich war gestern bei ihm. Er hat in seinem Wesen viel Freundliches und Einnehmendes. Butters, mit dem ich diese Tage öfters zusammenkam, ist freilich vorzüglicher an Geist und Charakter, oder richtiger gesagt, ausgebildeter; daher kommt aber auch, daß sein Umgang doch auch zuweilen etwas Abstoßendes auf mich ausübt. So viel Sinn für Poesie und Sprachen wie Dorf Müller hat er nicht, und ich vermiße diesen letzteren, der gegenwärtig die Pfingstferien in Kulmbach

zubringt, wie mir sein Bruder sagte, mit dem ich vor einigen Tagen sprach, und der sich auch für schöne Litteratur zu interessieren scheint. Er hatte eben Ariosts „Rafenden Roland“ in der Gries'schen Uebersetzung gelesen und fragte mich um mein Urtheil. Mit Butters kam ich vor einigen Tagen in der „Harmonie“ zusammen. Man erwartete die Kronprinzessin, die nebenan im „Walfisch“ absteigen sollte, und Butters war unter den Studenten, die bestimmt waren, ihr die Aufwartung zu machen. Wir sprachen da über mancherlei und gingen dann wieder zusammen zu Hause. Vorgestern war Konzert im Wels, wo Butters sich ebenfalls einfand und sich neben mich setzte. Wir gingen dann noch viel auf und nieder, und er begleitete mich zuletzt in mein Gartenhaus auf dem Berg, wo es ihm sehr wohl gefiel. Im Nachhauseweg verlangte er meine Ghafelen zu lesen; ich nahm ihn mit auf meine Stube und schenkte ihm ein Exemplar meiner „Neuen Ghafelen“, wovon ich ihm, um ihn mit der Form bekannt zu machen, einige vorlas. Sie scheinen ihm aber nicht zu gefallen; wenigstens äußerte er sich nicht darüber. Er ist Theolog, und diese Art Gedichte mag ihm wenig zusagen.

Ich schickte heute zwölf Lieder, eine Epistel in Terzinen und Wäinämoins Harfe an Schrag auf Rückerts Verlangen für das Frauentaschenbuch ¹⁾).

8. Juni 1824. Erlangen.

Wir haben gegenwärtig hier Kirchweihe und eine sehr lebhafte Zeit und sehr viele Fremde. Doch fangen solche Zerstreuungen nach und nach wieder an, mir zuwider zu werden. Den gestrigen Vormittag brachte ich auch allein in meinem Gartenhause zu. Der Sohn des Webers, dem der Garten gehört, setzte mir einen Maienbaum in die Stube, der sie noch freundlicher macht. Der Weg hin ist angenehm durch die sogenannte Solitüde, an die der Garten stößt, und die einsame Spaziergänge darbietet. Die Aussicht von meinem Zimmer nach drei Seiten hin auf die Wälder und in das Rednitzthal ist erfreulich, und so nah vom Grün umgeben und allein zu sein, gewährt mir die Empfindung früherer Jahre. Doch ist in dieser Einsamkeit noch nichts Rechtes entstanden in Bezug auf meinen neuen dramatischen Plan, der langsam vorrückt, oder vielmehr noch nicht über die Exposition hinaus ausgeführt worden ist. Der Druck meiner beiden ersten Dramen ist ins Stocken geraten, da Heyder aus Geiz und Aengstlichkeit sich nicht hinlänglich mit Papier vorsehen hat und nun erst wieder, wiewohl nicht einmal von demselben, verschrieben hat.

¹⁾ A. a. D. S. 252 ff.

Auf eine andere Arbeit bin ich durch mein Nachspüren nach dramatischem Stoff geraten, auf eine Arbeit, die meinem Drama überhaupt vielen Abbruch thun würde, wenn ich versucht werden sollte, ihr gänzlich nachzuhängen. Ich habe nämlich den berühmten alten Roman „Amadis von Gallien“ in der französischen Uebersetzung von Des Essars in die Hände bekommen und halb und halb den Entschluß gefaßt, ihn zu verdeutschen, freilich in einer poetischen Form. Ich habe dazu die Spenferstanz gewählt, die freilich schwer genug ist, aber überaus melodisch. Mehrere Stanzas sind bereits niedergeschrieben¹⁾. Zu vollenden ist diese Arbeit, bei dem Umfang des Amadis, in einem Menschenleben nicht; aber auch nur einen bedeutenden Teil derselben zu stande zu bringen, würde ein großes Verdienst sein, und das deutsche Volk durch eine ariostische Dichtung bereichern, die ihm eigentlich fehlt. Ist aber die Anmaßung nicht zu groß und das Leben zu kurz, um nicht bloß im Eyrischen und Dramatischen das Bedeutende leisten zu wollen, sondern auch im Epischen, insoweit dieses in unserer Zeit möglich ist, sich einen Kranz zu erfinden?

Den gestrigen Nachmittag brachte ich unter der Volksmenge am Altstädter Berge und auf dem Schießhause zu, wo ich mehrere Bekannte sprach. Butters bekannte sich als einen großen Anhänger der Jakobischen Philosophie. Ich sprach zum erstenmal mit Pfeiffers Braut, die mit Pfeiffer und einigen Freundinnen zugegen war, und zu denen sich Balbach und Gwalb gesellt hatten. Mit dieser Gesellschaft ging ich später in den „Waldfisch“, wo wir soupierten. Es fand da zugleich ein Ball statt, in den wir sozusagen verwickelt wurden. Ich trieb mich eine Zeitlang herum, sprach mit Hübsch und einigen anderen, fand aber im ganzen keinen Anhaltspunkt und sehnte mich nach Hause. Engelhardt ist vorgestern ins Bad nach Rissingen abgereist, wo er auch mit meiner Jugendfreundin, Luise Kleinschrod, zusammentreffen wird.

20. Juni 1824. Erlangen.

Schon vor acht Tagen erhielt ich das erste vollständige Exemplar meiner „Schauspiele“, doch wird die Auflage im ganzen erst morgen oder übermorgen fertig. Jenes Exemplar habe ich Butters geliehen, mit dem ich wieder hie und da zusammengekommen. Vorgestern begleitete er mich nach Kraftshof, wo ich eine Zusammenkunft mit Hermann wegen der venetianischen Reise hatte. Wir gingen übrigens noch unentschieden

¹⁾ Diese neun Strophen handschriftlich in den Mss. Mon. 25 erhalten.

auseinander. Hermanns Geist gewinnt immer mehr Umfang und Bedeutung.

Ich war die Zeit über mit produktiven Arbeiten beschäftigt. „Lucassin und Nicolette“ zwar blieb liegen, aber ein anderer Stoff drang sich mir auf, und wurde sogleich zur Ausführung gebracht. Es ist der „Schatz des Rhampfinit“, Lustspiel in fünf Akten. Zwei davon sind fertig. Es wurde am Dreizehnten angefangen. Ich habe noch gar kein Urteil darüber. Vorigen Dienstag wurde hier von der Nürnberger Truppe Dehleschlägers „Correggio“ gegeben, sonderlich freilich nicht, aber doch hier und da passabel, und ich wünschte wohl, daß mein „Gläserner Pantoffel“ hier aufgeführt würde. Wenn ich bei den Proben zugegen sein könnte, so ließe sich doch vielleicht auf die Schauspieler einwirken und dem Falschesten in der Deklamation begegnen. Heyder will der Direktrice, Frau von Trentinaglia, ein Exemplar übersenden.

25. Juni 1824. Erlangen.

Ich habe diese Tage hier sehr einsam in meinem Gartenhause gelebt; dafür wurde aber auch gestern der dritte Akt des „Rhampfinit“ zu Ende gebracht, und das Schwerste scheint nun überstanden. Gestern auf meinem Heimwege begegnete ich Schelling, der mich einlud, noch ein Stück mit ihm zu gehen. Er sagte mir unter anderem, daß ich unrecht gehabt hätte, die „Klagen eines Ramlerianers“ abdrucken zu lassen¹⁾, wenn ich auch in der Sache selbst recht hätte. Aber der alte Knebel sei doch immer ein gutmütiger Mann, und es gäbe ein altes Sprichwort, das auch Goethe wieder erneuert habe: „Graue Haare sollst du nicht reizen!“ [198] Ich sagte ihm zu möglichster Verteidigung, daß ich es nicht in persönlicher Beziehung hätte abdrucken lassen, daß es der alte Major wohl nie zu Gesicht bekommen würde, und daß es für das Publikum unversänglich wäre und nur ein allgemeines Interesse haben könne. Er meinte aber, daß ich mir Feinde dadurch machen würde, indem es alle verletzte, die der älteren Zeit angehörten, und die Alten hätten doch mehr Freunde um sich her als die Jungen und also größeren Einfluß. Ein Dichter müsse, wie auch Goethe gethan habe, sich immer eine gewisse Neigung zu erhalten suchen. Mit Pfaff hatte ich, als ich ihm gestern abend begegnete, noch mehr Streit, sowohl über das Ramlerianergedicht als die „Zueignung an Schelling“. Er sagte, durch ein so persönliches Hervortreten des Dichters würde die dramatische Tendenz gefährdet, und im

¹⁾ Vgl. S. 597.

ganzen wäre das Publikum zu verächtlich, um sich gleichsam durchsichtig vor dasselbe hinzustellen.

27. Juni 1824. Erlangen.

Gestern schickte ich Exemplare an Goethe und Jean Paul mit ziemlich langen Briefen, worin ich auch meines neuesten Werkes erwähnte, das übrigens in den letzten Tagen nicht vorwärts geschritten ist. Theils hielt mich das schlechte Wetter ab, nach meinem Garten zu gehen, theils lebte ich in albernem Zerstreungen und unter Menschen, die mich im ganzen doch langweilten. Aber ich habe mich in der letzteren Zeit an Gesellschaft gewöhnt, wiewohl ich eigentlich nicht dafür taue. Heute war ich mit Kerstorf in Bubenreuth, wo eben Kirchweih war. Ich kam mit Butters, Dorf Müller und anderen, die ich zum Theil liebe und hochschätze, zusammen; aber es entspann sich doch kein rechtes Gespräch, und ich fühlte mich über die Maßen unbehaglich und verdrießlich. Der Korporationsgeist, der mehr oder weniger alle Studenten beherrscht, scheint mir unüberwindlich, und es ist mißlich, mit ihnen umzugehen. Auch den Schulherren bin ich entfremdet. Am meisten gehe ich gegenwärtig noch mit Ewald um, einem jungen Manne, der als getaufter Jude große Kenntnisse im Hebräischen besitzt und darin unterrichtet, dabei auch Theologie studiert. Zu den eigentlich kunstliebenden Menschen gehört er nicht; aber er hat ein ruhiges, frommes und verständiges Wesen.

29. Juni 1824. Erlangen.

Ich ging heute schon um vier Uhr morgens in mein Gartenhaus, und in den schönen Schattengängen und Aussichten der Solitude wurde der größte Theil des vierten Aktes ausgedacht. Aber ich weiß nicht, ob ich mit dieser Arbeit zufrieden sein soll, und ob der Humor nicht zu vorherrschend darin ist. Ich sehne mich, daß sie vollendet vor mir liegt, damit ich und andere sie beurteilen können. Uebrigens ist der fünfte Akt noch eine schwierige Aufgabe. Diesen Abend war ich im Theater und sprach mit vielen; aber ich kam überaus verstimmt heim. Es fehlt mir an Lebenskunst und ich stoße oft wider Willen selbst diejenigen vor den Kopf, denen ich am meisten wohl will. Einen bestimmten Umgang, wie ich ihn noch vor kurzem an Kernell und Wippert gewohnt war, vermissen ich unbeschreiblich. Ich kenne zwar den und den, aber keinen recht genau, und es ist zufällig, wenn ich diesen oder jenen irgendwo treffe. Wenn es gilt, einen Spaziergang oder sonst etwas Gemeinschaftliches vorzunehmen, so habe ich niemanden. Meine älteren Freunde, wie Buchta, sind theils verheiratet, und andere, wie Engelhardt, leben ganz

einem bestimmten Wirkungskreis und Studium. Ich bin nur glücklich, wenn ich etwas hervorbringen kann, sonst fühle ich mich unsäglich einsam. Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen; er lebt nur für andere und hat am Ende keinen Dank dafür, und seine Zeit geht erst an, wenn er nicht mehr lebt. Denn erst dann steht er vollendet vor den Augen der Welt.

Diesen Abend erhielt ich einen Brief von Liebig ¹⁾, der meinen letzten nicht erhalten hat und sich sehr empfindlich zeigt, daß ich ihm keine Nachricht gebe. Er meldet mir nur durch ein paar Zeilen, daß er außerordentlicher Professor der Chemie in Gießen geworden. Wie viele nun meiner jungen Freunde haben sich einen entschiedenen Platz im Staat und selbst in der Wissenschaft zu erwerben gewußt; ich selbst werde nie zu etwas kommen und aus dem Leben gerade so fremd gehen, als ich hineingeraten.

3. Juli 1824. Erlangen.

Ich brachte heute den ganzen Tag in meinem Garten und der Solitüde zu, und da ich nicht in die Bibliothek mußte, so ließ ich mir auch mein Mittagessen hinausbringen. Dabei hatte ich die Freude, daß ich den „Schaz des Rhampfinit“ glücklich zu Ende brachte. Nun werde ich ihn noch einige Zeit liegen lassen und durchsehen und dann eine Abschrift davon besorgen. Noch weiß ich nicht, ob ich ihn gelungen nennen darf. Doch wußte ich, was bei diesem Stoffe schwer war, wie es im Lustspiele überhaupt schwer ist, in die letzten Scenen des fünften Aktes noch ein gewisses Pathos zu legen, wodurch das Ganze auf eine würdige Weise schließt, wiewohl der Schluß des „Gläsernen Pantoffels“ doch immer pikanter ist. Im Prolog entledigte ich mich ein für allemal einer Idee, die mir oft hinderlich war, und deren philosophischer Verteidiger besonders Professor Wagner in Würzburg geworden ist. Ich freue mich, sie nun dem Publikum anheimgegeben zu haben. Indem ich nun diesen Abend froh, aber erschöpft wieder in die Stadt und die „Harmonie“ kam, fühlte ich gleich wieder das Unerfreuliche der hiesigen gesellschaftlichen Verhältnisse. Es ist eine Stadt zum Arbeiten, aber nicht zum Ruhen, und nun bedarf ich doch Erholung und wünschte so sehr eine Gesellschaft, die mir besonders zusagte.

4. Juli 1824. Erlangen.

Heute morgen schrieb ich an Liebig und schickte ihm ein Exemplar meiner Schauspiele. Befahl ihm auch einen Gruß an Thorbecke, wenn

¹⁾ Brief vom 23. Juni.

dieser noch in Gießen sein sollte, denn Schelling sagte mir einmal, daß Thorbecke nicht nach Holland zurückgekehrt, sondern als Privatdozent in Gießen aufgetreten sei.

Kerstorf hat ein paar lyrische Sachen aus meinen Komödien in Musik gesetzt, die er mir heute bei einem gewissen Heidenreich, der ein gutes Klavier hat, vorspielte. Engelhardt kam diesen Abend, und ich habe ihn bereits besucht, ihm vom „Rhampfinit“ erzählt und den Prolog wie einige lyrische Einzelheiten recitiert. Ich kann noch nicht mit meinem Stücke ins reine kommen, ob es etwas taugt oder nicht. Ich sagte Engelhardten einen Monolog des Bliomberis im Gefängnisse, in Trimetern, den ich aber, weil die Form zu fremdartig aussah, wieder strich und ein Sonett dafür einrückte, das Bliomberis an die Kerkermauer schreibt ¹⁾.

6. Juli 1824. Erlangen.

Heute habe ich angefangen, den „Rhampfinit“ abzuschreiben. Abends war ich im Theater, wo die „Preciosa“ ²⁾ gegeben ward. Diese abgedroschene, zusammengeflückte Poesie ist jetzt auf unseren Theatern herkömmlich und gefällt ungemein. Buchta, der eine recht schöne Stimme hat, sang mir heute das Lied von der Schäferin vor ³⁾, das Kerstorf komponiert hat.

8. Juli 1824. Erlangen.

Ich war heute schon um vier Uhr morgens in meinem Gartenhause und bin nun mit meiner Abschrift bis in die ersten Scenen des dritten Aktes fertig. Das Abgeschriebene gab ich einstweilen Buchta. Des Abends war ich mit Fabri in einem Kirchgarten.

9. Juli 1824. Erlangen.

Heute war ich bei Doktor Rapp zu Mittag gebeten und lernte seine junge Frau kennen, deren Aeußeres, sie sprach nicht viel, sehr vorteilhaft ist. Es war außerdem noch Buchta da und Professor Schunk mit seiner Frau. Sodann ein Freund Rapps aus Preußen, der auf einer Reise begriffen ist. Er heißt Herr von Rabenau und schien mir im ganzen interessant. Doch Buchta, der ihm auch als Jurist auf den Zahn fühlte,

¹⁾ M. a. D. 4. Akt.

²⁾ Preciosa, romantisches Schauspiel in vier Akten von Pius Alexander Wolf, Musik von R. M. von Weber, Berlin 1821. Der Text war einer Novelle des Cervantes „Das Zigeunermädchen in Madrid“, entnommen.

³⁾ Welches Aschenbrödel singt. „Gläserner Pantoffel“, 2. Akt.

hielt ihn nicht für bedeutend und meinte, daß die Berliner häufig eine gewisse gewandte Außenseite zeigten und sich mancherlei auf eine leichte Weise, was gerade in der Zeit für geistreich gelte, anzueignen wüßten, ohne einen tieferen Sinn für die Sache. Besonders böte die Hegelsche Philosophie manches dar, was man einlernen und gelegentlich vorbringen könne.

10. Juli 1824. Erlangen.

Vor einigen Tagen machte ich eine drollige Erfahrung, die ich anfangs ernst aufnahm, weil ich glaubte, daß sich darin mehr oder weniger die Verächtlichkeit des gewöhnlichen Publikums überhaupt spiegle. Fabri las in Spadorf in einem dortigen Wirtsgarten meinen „Gläsernen Pantoffel“. Hofrat Kastner mit ein paar anderen Professoren kam dazu, besah das Buch und sagte, daß er es auch kenne — — — — —

— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —¹⁾

Und von des Tags Lappalien getrennt,
Sich längst geflüchtet nach dem Orient,
Wo in sich selbst erstarrt und unzerstreut
Sein Geist sich still gesammelt und erneut.
Doch glaubt ihr etwa, daß er jener Scham
Des Mißverständenseins hierdurch entkam?
Nein, um zu nähren einen Nest von Spleen,
War stets das Albernste zunächst um ihn,
So daß er ohne Kritikus empfand
Des Ungeschmacks gemeinsten Unverstand.
Wenn selbst die Bessern böser Wille treibt,
Wo ist das Volk, für das der Dichter schreibt?
Sein Leben weicht er fremder Freude ganz
Und heischt kein Lob und fleht um keinen Kranz;
Doch sei die Gabe, die ihm Gott verliehn,
Wo nicht erkannt, doch wenigstens verziehn.

Ich aß heute wieder in meinem Gartenhaus zu Mittag und war so früh morgens hinausgekommen, daß nun die Abschrift des „Rhampsinit“ glücklich vollendet worden und übermorgen zum Buchbinder soll.

17. Juli 1824. Erlangen.

In der letzten Zeit habe ich ein paar Studenten kennen gelernt, die mich, wenn auch in keinem besonderen Maße, interessierten. Beide

¹⁾ Eine Seite vom Autor später herausgerissen. Das Gedicht ist die Antwort auf die obige Erfahrung.

hören mit mir Mineralogie bei Schubert. Der eine heißt Schauer aus Ansbach. Er ist Mediziner, scheint in Würzburg bei Wagner gehört zu haben und ist ein aufgeweckter, heiterer und wißbegieriger Mensch. Er hat rote Haare, sonst übrigens eine feine angenehme Gesichtsbildung. Der andere, mit dem ich noch weniger bekannt bin, heißt Glaser. Er hat ein volles, sanftes Gesicht, pechschwarze Haare und Augen und einen etwas aufgeworfenen Mund. In seinen mineralogischen Studien scheint er sehr fleißig zu sein. Uebrigens ist er, soviel ich weiß, Jurist; ich traf ihn aber vorgestern, wie er gerade in einem theologischen Kollegio (es war eine Exegese des Evangeliums Johannis bei Krafft) hospitieren wollte, wobei sich dann, da ich in demselben Hause, den Regen abzuwarten, unterstand, eine Art von theologischem Gespräch entspann. Er zeigte sich entschieden der mystischen oder antiphilosophischen Seite zugethan, weshalb er denn auch bei Krafft¹⁾ hospitierte. Ueber die Philosophie, deren Rechte ich geltend machte, scheint er freilich sich noch sehr im unklaren zu befinden. Aber diese Wärme für religiöse Ideen, vereint mit Liebe zu Naturstudien und einem sonst juridischen Beruf, wie man sie doch selten zusammen antreffen wird, interessierte mich, so wenig ich ihn auch bis jetzt noch kenne. Sowohl er als Schauer können kaum achtzehn Jahre alt sein.

18. Juli 1824. Erlangen.

Gestern abend im Harmoniesaal vor einer Gesellschaft von dreißig Personen wurde der „Rhampsinii“ zum erstenmal vorgelesen. Viele dazu Geladene, wie zum Beispiel Schelling, Schubert, die Gymnasiallehrer und andere, kamen nicht. So hatte ich auch mehrere Studenten, wie zum Beispiel Butters und die Dorfmueller namentlich, und die übrigen, die daran teilnehmen wollten, im allgemeinen eingeladen. Aber von allen Studenten kam niemand als der gute Stachelhausen, der mich abholte und auch nach der Vorlesung zugleich mit Engelhardt nach Hause begleitete. Ich gestehe, daß mich das Außenbleiben so vieler, auf die ich rechnete, verdroß; doch entschädigte mich hinlänglich der Beifall der gekommenen. Bloß Professor Böttiger entfernte sich gleich nach dem ersten oder zweiten Akt; ein Fremder jedoch aus Görlitz, den er mitbrachte, hörte mit großer Aufmerksamkeit bis zu Ende. Außer den Genannten fanden sich noch ein: Hofrätin Glück mit ihrer Tochter, Fräulein Mehmel,

¹⁾ Deutschreformirter Pfarrer und Professor der Theologie, welcher von 1818 bis 1845 an der Erlanger Universität wirkte. „Mittelpunkt der neuen religiösen, mystischen Bewegung“ daselbst. Vgl. Reuter a. a. O. S. 209 ff.

Fräulein Rau, eine Erzieherin, Fräulein Seefried mit noch einem Frauenzimmer, das ich nicht kannte, Hofrat Schreyer mit seiner Frau, Professor Döderlein, Professor Leopold mit seiner Frau, Professor Pfaff mit Frau und Schwägerin, ein Kaufmann Namens Welsing mit seiner Frau, Professor Buchta, Doktor Rapp, Stadtvikar Jrmischer, mein Bibliothekgefährte Doktor d'Alleur, Diakon Blochmann, ein Mediziner namens Boß, Kersdorf und Ewald. Der Anteil wuchs von Akt zu Akt. Während der schwermütigen und pathetischen Scenen herrschte die tiefste Stille und in den komischen wurde ich oft durch lautes Gelächter unterbrochen. In den Zwischenakten, während welcher die Gesellschaft und ich selbst aufstand, theils an den Theetisch, theils auf und nieder zu gehen, erhielt ich immer die erfreulichsten Beweise von Wohlwollen. Schon nach dem ersten Akt, da ich nicht eher als um halb acht Uhr mit dem Lesen anfangen konnte, mußten die Lichter angezündet werden. Stachelhausen, der zunächst bei mir saß, übernahm, da er in der That der Schönste in der ganzen Gesellschaft war, die Rolle des Lichterputzens. Auch Engelhardt, der ihn früher nie gesehen hatte, gefiel er sehr. Er hat so viel Ruhiges, Bestimmtes, Freundliches in seinem Wesen. Die Wirkung, die das Ende des dritten Aktes hervorbrachte, war groß. Als ich nach den Schlussworten des fünften Aktes aufstand, scholl mir ein lautes Bravo und Händeklatschen entgegen, was mich noch rührt, wenn ich daran denke. Alle drückten mir die Hand und dankten mir. (Unter den vorhin genannten Zuhörern habe ich noch Doktor Fabri und Rechtsrat Heim vergessen.)

Engelhardt sagte mir im Nachhauseweg noch eine Menge von Lobsprüchen über das Stück, das er weit über den „Gläsernen Pantoffel“ setzt. Hier hätte sich eigentlich erst mein dramatisches Talent nach allen Richtungen entwickelt. Die Exposition wäre vortrefflich. Der Einzug des Prinzen im ersten Akt ein sehr komischer Moment. Die Scene der beiden Brüder im Schatzgewölbe und der Polydamna mit ihrem Sohn tief erschütternd, ebenso die Rede der Diona im fünften Akt. Die Wächter-scene, die auch Pfaff shakespeareisch nannte, sei ein Meisterstück im Komischen. Buchta bewunderte besonders den Charakter des Sethon, der mit wenigen Pinselstrichen so groß gezeichnet sei, und das Motiv der Familienehre, das allein die letzte Scene des dritten Aktes entschuldigen konnte, ebenso wie der Charakter des Siuf gleich im Monologe des ersten Aktes entworfen sei, um alles Anstößige zu entfernen. Auch Rapp bemerkte, daß ich das Rohe und Harte der herodotischen Mythe gänzlich überwunden habe. Freilich, da mir das Stück noch selbst ganz neu war,

so habe ich es auch mit aller Innigkeit vorgetragen. Die humoristischen und witzigen Scenen sprach ich vielleicht nicht ganz ohne Geschmac und Leichtigkeit, die Schlußscene des dritten Actes, die der Polydamna im vierten und die Rede der Dora am Ende des fünften Actes recitierte ich den jedesmaligen Situationen und Charakteren gemäß mit dem ganzen Feuer der Leidenschaft.

19. Juli 1824. Erlangen.

Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich unglücklich fühle. Was helfen mir Bewunderer, wenn ich keinen Freund finde! Engelhardt und einige ältere Männer kann ich allerdings meine Freunde nennen; aber da sie theils verheiratet, theils anderweitig sehr beschäftigt sind, so ist an eigentlichen Umgang, an tägliche Zusammenkunft und Mittheilung nicht zu denken. Nun ließ mir noch Hermann sagen, er wolle mich nicht nach Benedig begleiten; ich sei ihm zu obstinat, und es könne mir unterwegs einfallen, ein Lustspiel zu schreiben. Dies verdroß mich um so mehr, da er mir's durch Butters sagen ließ, durch Butters, der denselben Tag nach Nürnberg gelaufen war, an dem ich ihn eingeladen hatte, den „Kampffinit“ mit anzuhören, was auch Hermann wußte, da er ebenfalls eingeladen war.

20. Juli 1824. Erlangen.

Heute in Bubenreuth fand ich Dorf Müller, der sich entschuldigte, nicht bei der sonnenabendlichen Vorlesung gewesen zu sein, weil er eine Spazierfahrt nach Uttenreuth gemacht habe! Er hatte ein Buch von Hegel bei sich und sagte mir, daß ihm dies das liebste Buch in der Welt sei. In diesem habe ich mich also ziemlich getäuscht. Mit Butters, der auch dabei war, mag ich noch weniger mehr zu thun haben. Abends war ich bei Schelling, wo ich auch Rapps Frau traf. Als vom Theater die Rede war, und Frau von Schelling sich wunderte, daß ich nichts von Kleist gelesen hätte, sagte Schelling: „Ein Dichter muß nie den anderen lesen.“ Auch vor einiger Zeit auf einem Spaziergange sprach ich mit Schelling über dramatische Kunst. Er beklagte die Zahmheit der bisherigen deutschen Dramatiker und sagte, daß ein Dichter, der das Volk hinreißen wolle, anders verfahren müsse. Er müßte vielleicht dem Behagen entsagen, im Zimmer bei einer Vorlesung zu gefallen, um der Bühne desto gewisser zu sein. Vorzüglich müsse er Partei nehmen, wenn er anregen wolle, und der Konflikt des Katholizismus und Protestantismus würde hierzu sehr passend sein. Er schlug als einen glücklichen Stoff den Auszug der Salzburger im vorigen Jahrhundert vor, die von ihrem

fanatischen Bischof vertrieben wurden. Heute war auch von meiner Reise nach Venedig und den dortigen Kunstwerken die Rede. Schelling sagte, daß er eigentlich erst in der Galerie des Vizekönigs wahre Titiane, Giorgione und Gian Bellins gesehen und sich überzeugt, daß diese die eigentlichen Maler aller Maler seien. Ihre Farbe hätte eine solche Realität, daß man glaube, sie müsse organisch gewachsen sein.

25. Juli 1824. Erlangen.

Gestern nachmittag ging ich den schönen Wiesenweg nach Mährendorf am Wasser hinunter, und es entstand nach langer Zeit wieder eine Ghasele. In Mährendorf saß ich in einer kleinen Nebenlaube, in welche auch rote Bohnenblüten hereinhängen, indes die Düste eines Resedagärtchens mir zuströmten. In dieser poetischen Umgebung las ich zum erstenmal nach langer Zeit wieder im Hasis, den ich bei mir hatte. Zugleich suchte ich einen kurzen Spruch für Ruhl, der einen verlangte, um ihn stechen zu lassen und seine Briefe an mich zu siegeln. Ich habe auch gestern einen Brief von ihm erhalten, worin er mir schreibt, daß er durch eine Arbeit in Hanau festgehalten sei und erst Ende August nach Berlin könne¹⁾. Uebrigens habe er meinen Auftrag an den Grafen Brühl²⁾ durch einen dortigen Freund, den Major von Canitz, besorgt.

Schubert traf ich vorgestern bei Engelhardt und war auch heute bei ihm. Er versprach, sein möglichstes zu thun, um mir einen Reisegefährten nach Venedig zu verschaffen; denn allein über die einsamen Tauern zu gehen und unter den Italienern zu sein, sei doch nicht ratsam.

Um doch mehr als eine einzige Abschrift des „Rhampfsinit“ zu besitzen, da die eine so leicht sich verlieren kann, habe ich noch eine in Duodez angefangen, die ich mit auf die Reise nehmen werde, um sie den Freunden in Regensburg und München, und wenn ich Bruchmann in Salzburg finden sollte, vorzulesen. — Ein Brief aus Schweden ist heute angekommen, worin Stenhammer mir auf das herzlichste für die Nachrichten dankt, die ich ihm aus der letzten Lebensperiode des geliebten Toten mitgeteilt habe.

30. Juli 1824. Erlangen.

Am Siebenundzwanzigsten war ich nachmittags im Naturalienkabinett, als eben Schubert dort Zoologie las. Schubert hatte mir einige Tage vorher versprochen, mir einen Reisegefährten nach Venedig zu verschaffen,

¹⁾ Brief vom 21. Juli.

²⁾ Von 1815—1828 Intendant des Kgl. Berliner Theaters.

woran er sich nun erinnerte und nach der Stunde unter anderen Glaser aufforderte, mich zu begleiten. Dieser hatte zwar im ganzen Lust, aber er zweifelte, ob er so viel Geld zusammenbringen würde. Ich machte dann einen Spaziergang mit ihm, wo diese Reise der Gegenstand unseres Gesprächs war. Wir gingen an der Schwabach hinauf, wo wir uns dann an einem schönen, buschbewachsenen Plage badeten und von da nach dem nahegelegenen Sieglitzhof gingen und einen Krug Bier zusammen tranken. Wir trafen Böttiger mit seiner Frau und Fabri. Letzterer blieb länger und ging dann mit uns in die Stadt zurück. Glasers Gesellschaft würde mir nicht unangenehm sein. Er steht freilich an Alter und Bildung keineswegs auf einer Stufe mit mir; aber es ist ein entschiedenes Streben in ihm, und er scheint auch nicht ohne Sinn für Kunst zu sein. Es war von der hiesigen Aufführung des „Correggio“ die Rede, die im ganzen nicht schlecht war, die ihm aber, wie er sagte, mißfiel, weil er das Stück selbst einige Tage vorher gelesen hatte. Dies zeigt wenigstens, daß er die eigentliche Poesie dieser Tragödie mehr empfunden hat als die Schauspieler. Wir haben unser Schauspiel, nebenbei gesagt, das alle Dienstage von Nürnberg herüberkam, jetzt verloren, weil in der vorigen Woche der „Rochus Pumpernickel“¹⁾ ausgepiffen wurde, da man die jetzigen Komödianten zwar beklatschen, aber nicht auspfeifen darf, damit sie ja nicht gebessert werden. Den folgenden Tag war ich des Vormittags nach langer Zeit wieder in meinem Gartenhause, wo ich „Lucassin und Nicolette“ vornahm. Es entstand jedoch nur der Anfang einer komischen Romanze, deren Stoff ebenfalls aus dem Legrand genommen ist, und die am Schlusse des ganzen Stückes vorkommen soll. Nach Tische kam Glaser zu mir, da ich ihn tags vorher dazu eingeladen, und sagte mir, daß er noch nicht von wegen der Reise entschlossen sei. Später begegnete ich Stachelhausen auf der Straße und begleitete ihn nach Hause, wo ich ihn zu meiner venetianischen Reise einlud; denn seine Gesellschaft würde die einzige sein (versteht sich unter den Studenten), die mir unbedingt lieb sein würde. Er hat sehr viel Gediegenes in seinem Wesen und Sinn für das Bessere ohne alle Ueberspannung, wie man sie häufig bei denen der Burschenschaft antrifft. Dabei ist er musikalisch und zeichnet nach der Natur, was auch auf einer solchen Reise ein großer Genuß sein würde. Er sagte mir, daß er unverzüglich nach Nürnberg gehen wolle, wo er seinen Vater antreffen würde. Ich meinte, daß er dann die beste Gelegenheit haben würde, mit seinem Vater über

¹⁾ Ein musikalisches Duodlibet in drei Akten von M. Stegmayer. Wien 1811.

diese Reise zu sprechen. Doch zweifelte er sehr, ob sein Vater ihm so viel Reisegeld bewilligen würde. Ich verließ ihn, um auf den Ratsberg zu gehen; doch fiel mir unterwegs ein, daß ich diese Gelegenheit benutzen könnte, nach Nürnberg zu kommen, wo ich so lange nicht mehr gewesen war, und wo ich nun Hermann den „Rhampfsinit“ mitteilen könnte. Ich kehrte daher in die Stadt zurück und traf Stachelhausen noch an. Ich kleidete mich um und er holte mich ab. Auch auf diesem Wege gefiel er mir in allem, was er sagte. Wir kamen um neun oder halb zehn Uhr abends in Nürnberg an. Stachelhausen ging in den „Wilden Mann“, wo sein Vater abstiegt, und ich zu Hermann, bei dem ich anfangs seine Mutter und Schwestern allein antraf. Ich wohnte bei ihm, und den anderen Morgen gingen wir nach dem Dugendteich, und ich las den „Rhampfsinit“ vor. Er lobte ihn sehr, hielt ihn für sehr theatralisch und sagte, daß er ein außerordentliches Interesse erzeuge. Nur die Stelle mit den Läusen in der ersten Scene des ersten Actes tadelte er heftig. Allein sie ist zu organisch in diese Scene verwebt, um sie ausmerzen zu können. Auch stimmt sie ganz mit dem Charakter der Varinissa überein, die sich öfters in einer ähnlichen Ungezogenheit gefällt. Zum Beispiel, wie sie sich über die Ideale der Blomberis, im vierten Act, lustig macht, oder wie sie im dritten der Prinzessin das schelmische Liedchen singt. Eine gewisse prosaische Realität, die sich bei den meisten Weibern bloß in Sparsamkeit und Haushaltertugend zeigt, ist bei ihr bis zum Spott, zur Ironie gesteigert. Ich aß im „Wilden Mann“, wo ich Stachelhausen zu finden hoffte, der aber, um ein Geschäft für seinen Vater abzumachen, nach Erlangen gefahren war. — Ich sah seinen Vater, jedoch ohne mit ihm zu sprechen. Die ersten Nachmittagsstunden, wo Hermann im Gymnasium zu thun hatte, benutzte ich zu Spaziergängen in der Stadt. Ich ging zuerst in die Sebalduskirche, wo eben eine Taufe war, die mir den Eintritt offen hielt, wo ich aber weniger gern verweile, da mich das dortige geschätzte Kunstwerk, das Grab des heiligen Sebaldus, ziemlich kalt läßt. Von da aber ging ich in die Lorenzerkirche, wo ich mich von ganzer Seele an diesen hohen herrlichen Hallen, an diesen gigantischen Säulenbündeln, an dieser edlen Form der Bogen, an diesem heiligen Halbdunkel und den Glasmalereien erfreute. Wie fällt doch bei dem Anblick einer solchen Kirche jeder Gedanke an gotische Schnörkel und so weiter weg! Später ging ich mit Daumer, den ich nach langer Zeit wieder sah, mit Hermann und Wilhelm Fabri zum Baden. Dann als es Abend geworden war, begleitete mich Hermann noch eine Strecke vor die Stadt, denn ich kehrte nach hierher zurück. Wir begegneten Stachelhausen unterwegs als

Wagenlenker; er hatte aber mit seinem Vater noch nicht wegen der Reise gesprochen. Ich ließ Hermann das Exemplar des „Rhampsin“ auf einige Tage, um es Daumer und Fabri mitzuteilen.

31. Juli 1824. Erlangen.

Nun ist wieder eine schöne Hoffnung zu nichte. Ich hospitierte bei Rapp und traf da Stachelhausen, mit dem ich nach der Stunde sprach, und der mir sagte, daß sein Vater in die venetianische Reise nicht gewilligt habe. Seine Gesellschaft würde mir unbeschreiblich lieb gewesen sein. Es ist eine unzerstörliche Solidität des Wesens und Verstandes in ihm, und ich habe nie einen jungen Mann von diesem Alter gesehen, der auf der einen Seite so viel Bestimmtes und zum Praktischen Gewandtes und auf der anderen wieder so viel Milde und Sinn für das künstlerische Element des Lebens gehabt hätte. Dabei ist sein Äußeres sehr liebenswürdig und einnehmend; das rosige Gesicht, die großen, tiefblauen Augen, die einen so bedeutend anblicken, die gebogene Nase und der schöne Mund verraten einen ungewöhnlichen Charakter, wiewohl seine Züge im ganzen noch zu jung sind, um völlig ausgebildet zu sein. Was äußere Verhältnisse betrifft, so würde ich trotz seiner Jugend immer einen sicheren Ratgeber in ihm auf der Reise gefunden haben; denn es ist etwas so natürlich Gefundes und Unmittelbares in ihm, was eigentlich keinen Irrtum und kein Schwanken zuläßt. Er selbst würde durch die vielen Natur- und Kunstanschauungen einer solchen Reise, durch den Umgang mit so vielen Menschen und vielleicht auch durch den meinigen vielfach gewonnen haben.

5. August 1824. Erlangen.

Die Zwischenräume zwischen einer Produktion und der anderen sind immer unglückliche Zeiträume für den Dichter. Und so verlebte ich diese Tage unangenehm genug. Es wird erzählt, daß Schiller in seinen letzten Jahren nie ein Stück abzuschließen sich vornahm, ehe er nicht ein anderes angefangen. Doch scheint dies Hilfsmittel nicht probat, sondern, im Gegenteil, ich würde jetzt mich sehr angenehm beschäftigen können, wenn „Lucassin und Nicolette“ noch nicht angefangen wäre, und ich Stoff und Plan dazu erst finden müßte. Denn zu solchen Arbeiten würde ich jetzt gelaunt sein; nur etwas Produktives läßt sich nicht gleich wieder aufs neue beginnen.

Maurer und Glafer, die Reisegefährten, die mir Schubert verschafft, waren vorgestern bei mir und entschlossen sich, die Reise zumachen

Doch finden sich in Bezug auf Geld und Zeit so viele Schwierigkeiten. Schelling riet mir so sehr ab, mit Studenten in Oesterreich zu reisen, wo sie so sehr verdächtig sind. Wir stehen im ganzen so wenig auf einer gleichen Stufe der Bildung, daß ich ihre Begleitung kaum mehr wünschen kann. Ich würde mich behaglicher fühlen, wenn ich unterwegs Gefährten fände; am aller schönsten wäre es, wenn Bruchmann mitginge, dem ich geschrieben und ihn gebeten habe, wenigstens nach Salzburg zu kommen. Von Büchern, die ich vor mir liegen habe, um mich über die Gegenstände einigermaßen zu unterrichten, nenne ich Maiers Beschreibung von Venedig¹⁾ in zwei Bänden, den dritten Band von Volkmann²⁾ und Kreils Mnemosyne³⁾. Die beiden letzteren hat mir Schelling geliehen. Vorgestern abend, als ich, mit Maurer und Glaser vom Bade zurückgekommen, auf das Schießhaus ging, wo ich Ewald fand, machte ich auch die Bekanntschaft des Doktor Hensler, eine Wagnerianers. Das ganze Gespräch, wozu sich später auch Lessler und Schäfer gesellten, war äußerst unangenehm, da auf das bitterste gegen den Kronprinzen geschimpft wurde, von dem man die finsterste Regierung erwartet. Es ziemte mir, einen so großen Beschützer der Kunst zu verteidigen, wie unser Kronprinz ist, wobei es denn nicht ohne Debatte abging. Hensler war übrigens nicht von denen, die ihn angriffen.

Gestern kam Gries aus Jena hier durch. Er begiebt sich nach Stuttgart, wo er den Winter zubringen wird. Er aß des Abends bei Schelling, wobei ich auch geladen war. Außerdem war kein Fremder da, als der Oberst Masson, der zufällig dazu gekommen war. Die Unterhaltung war sehr geistreich, durch die vielen Erinnerungen belebt, die Gries und Schelling von ihrem ehemaligen Zusammenleben in Jena mit Goethe, Schiller, Fichte, Hegel, Tieck, den Schlegels und anderen gemein hatten. Doch würde das Gespräch noch weit lebendiger gewesen sein, wenn nicht die große Harthörigkeit des Doktor Gries den Verkehr verlangsamte hätte. Eine Anekdote von Goethe aus der neuesten Zeit, die Gries erzählte, war sehr possierlich. Es lebt in Jena ein Geistlicher, Namens Rötke, der Diakon in Lichtenhain ist, und den gerade ein Student besuchen wollte. Da aber die Obersachsen das R wie G aussprechen, so wurde er zu Goethe gewiesen. Dieser war gerade bei guter Laune, nahm ihn an

¹⁾ Joh. Chr. Maier, Beschreibung von Venedig. 2. Aufl. Leipzig 1795—96.

²⁾ J. J. Volkmann, Historisch-kritische Nachrichten von Italien. 3 Bände. 2. Aufl. Leipzig 1777—78

³⁾ Jos. Kreil, Mnemosyne, ein Tagebuch, geführt auf einer Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich u. s. w. Pesth 1818.

und unterhielt sich über eine halbe Stunde mit ihm über verschiedene Gegenstände. Endlich, als der Student sich entfernen wollte, merkte Goethe an seiner Verlegenheit, daß er noch ein Anliegen habe, und bat ihn, damit herauszurücken. „Ich habe allerdings noch eine Bitte an Sie,“ versetzte der Theologe. „Welche denn?“ — „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich nächsten Sonntag in Lichtenhain für Sie predige?“ Dafür konnte Goethe nun freilich keinen Rat schaffen. Es war auch viel von der Frau von Staël die Rede, mit welcher Maffon korrespondiert hat. Gries hat sie in der Schweiz gesehen, wo sie noch bei dem Fest von Interlaken getanzt hat. Schelling ist in München bei Montgelaß mit ihr zusammengetroffen. Er sagte, daß sie das Aussehen einer Poissarde gehabt habe, und daß nichts Schönes an ihr gewesen sei, als ihr Auge, aus dem eine mänadische Begeisterung geströmt wäre. So fiel man auch auf eine frühere Madame de Staël, die ihre Memoires unter Ludwig XV. schrieb, und von der Schelling eine hübsche Anekdote erzählte. Sie wurde nämlich gefragt, warum sie in ihren Memoires nichts von ihren zahlreichen Liebschaften erwähnt habe, worauf sie zur Antwort gab: „Je ne me suis pointe qu'en buste.“ Ich begleitete Gries noch in den „Walfisch“, wo er wohnte. Doch konnte ich wenig mit ihm reden, da auch Maffon dabei blieb. Gries umarmte mich und lud mich ein, ihn in Stuttgart zu besuchen.

6. August 1824. Erlangen.

Gestern abends erhielt ich einen sonderbaren Brief von Liebig, worin er mir zwar für meine „Schauspiele“ dankt, sonst aber wenig mit mir zufrieden ist und eine Charakteristik aus meinen Schriften von mir entwirft, die im ganzen eben nicht schmeichelhaft ist¹⁾. Der Brief soll zwar vielleicht im Scherz geschrieben sein, aber ein gewisser bitterer Ernst scheint daraus hervorzubrechen, und Liebig beklagt sich nicht ganz mit Unrecht über das Wankelmütige meiner Gemüthsart; denn wiewohl er mir immer wert war, so war ich im Begriff, ihm andere vorzuziehen. Freilich habe ich umsonst einen Freund zu finden gehofft wie ihn, und so hatte ich immer Ursache, zu ihm zurückzukehren. Ich weiß übrigens nicht, ob dies Verfahren in jeder Hinsicht unter Freunden getadelt werden kann. Man bedarf augenblicklicher Mitteilung, und ein so weit Entfernter versagt sie uns. Die Treue ist achtungswert; aber sie darf nicht bloß ein hohler Begriff sein. Liebig hat, ich weiß nicht durch welchen Ohrenbläser, mein Verhältnis zu Cardenio erfahren und beklagt

¹⁾ Brief vom 1. August.

sich darüber. Er nennt ihn die trockenste Natur, die ihm jemals vorgekommen, und hierin hat er vollkommen recht. Es war ein höchst albern, befangenes Verhältnis, von einer Art, wie ich sie hoffentlich in meinem Leben nicht wieder eingehen werde. Einen Freund zu finden, war immer ein idealer Wunsch seit meiner Jugend in mir; welche Klöße ich jedoch dafür gehalten habe, weiß der Himmel. Gegen Liebig aber bin ich nie anders als wahrhaftig gewesen.

Bei Engelhardt habe ich mir einige Bände von Goldoni¹⁾ geholt, um doch die italienische Konversationssprache ein wenig einzulernen; aber er ist so schleppend und langweilig und dabei so nüchtern und oft so ungeschickt in der ganzen Komposition, daß man nicht sehr davon erbaut wird. Heute ging ich früh morgens in meinen Garten, wo ich in den Nibelungen las.

8. August 1824. Erlangen.

Ich sprach heute mit Fabri und später mit Engelhardt, wie herrlich es wäre, wenn man hier unter den Studenten ein Liebhabertheater zusammenbringen könnte, und wie bildend es für die ganze Universität werden würde. Es versteht sich, daß nur edle und wahrhaft poetische Produktionen gegeben würden; aber diese würden dann einen größeren Genuß gewähren, als es bei den gewöhnlichen Schauspielern, zumal nach dem jetzigen Zustande des Theaters, der Fall sein würde. Ich würde, für meine Person, den großen Vorteil haben, meine Stücke hier zuerst aufgeführt zu sehen, ehe ich sie den öffentlichen Theatern übersandte. Die Shakespeareschen und Schillerschen Stücke würde man ihres großen Personals wegen auf eine spätere Zeit versparen, wo das Theater sich schon mehr Freunde und innere Bildung und Gewandtheit der einzelnen erworben hätte. Stücke von Calderon hingegen, deren Personal meistens mäßig ist, würde man nach den schönen Schlegelschen und Gries'schen Uebersetzungen früher produzieren können, und sie würden eine außerordentliche Deklamationsschule, besonders in Bezug auf Deklamation des Verses und Reimes werden. Die Frauen, dem Vorurteil und den hiesigen speziellen Verhältnissen gemäß, würden sich zwar nie entschließen, mitzuspielen. Aber es würde nichts leichter sein, wenn die Studenten einmal dafür gewonnen wären, unter den jüngeren Leute zu finden, welche Mädchenrollen übernehmen könnten, wie es bei den Alten, wie es

¹⁾ Carlo Goldoni (1707—93). Die Sittenstücke dieses Dichters (26 Bände in der Luccaer Ausgabe von 1809) setzten es sich zur Aufgabe, die „Commedia dell' arte“ aus Italien zu verdrängen.

noch zu Shakespeares Zeiten der Fall war. Viele Zierereien, Kabbalen, Intriguen würden ohnedem durch Aufhebung des Geschlechtsverhältnisses wegfallen, und alles könnte sich frei, ohne Zwang und Privatinteresse bewegen. Dazu kommt, daß die äußeren Bedingungen bereits gegeben wären. Es ist hier ein geräumiges Schauspielhaus, das noch dazu der Universität gehört. Es hat Dekorationen genug, um damit auszureichen. In diesem Punkte würde man ohnedies keinen Aufwand machen. Leider fehlt es vorerst an einer Handhabe, um die Sache unter die Leute, zumal unter die Studenten, zu bringen. Engelhardt, als Theologe, kann hierin nicht den Anfang machen, und ich selbst habe keine eigentliche vertraute Bekannte unter ihnen.

Auch in München habe ich nun, besonders in Bezug auf mein neuestes Stück einige Hoffnung. Der Graf Weihs, der meinen „Gläsernen Pantoffel“ zurückgewiesen hat, ist nicht mehr Intendant des Theaters. Gegenwärtig ist es ein Herr Poissl, ein Komponist, der sich auch für Poesie interessieren soll¹⁾. Kerstorf kennt ihn und glaubt einigen Einfluß auf ihn zu haben. Auch will er mir, wenn ich auf meiner Rückkehr von Venedig durch München komme, meine Komödie im Hause seines Vaters vor einer bedeutenden Gesellschaft, wobei auch Poissl geladen sein soll, vorzulesen. Dies steht mir übrigens auch bei Stunz und Kleinschrod offen, denn Luise Kleinschrod ist gegenwärtig bei ihrer Schwester in München, wohin ihr Mann versetzt worden. Von solchen, vielleicht wichtigen Hoffnungen lebe ich gegenwärtig; denn sonst ist mein Leben unbedeutend und zersplittert, zumal durch die Vorbereitungen der beschlossenen Reise.

10. August 1824. Erlangen.

Ich habe nun sechs Komödien von Goldoni gelesen: „L'aventuriere onorato“, „Il cavaliere di buon gusto“, „La Locandiera“, „L'Avaro“, „La Dama prudente“, „I puntigli domestici“. Die erstangeführte scheint mir die schwächste von allen, und die letztere verrät am meisten Kunst der Verwicklung. Poesie ist eigentlich in diesen Lustspielen nicht. Auch die Charakteristik begreift nur einen gewissen Kreis und erhebt sich nie zum Heroischen. Aber in diesem Kreise bewegt sich der Dichter mit der größten Leichtigkeit, und er erscheint weit bedeutender als Kogebue, was aber auch daher kommen mag, daß der Konversationston in Italien weit aus-

¹⁾ Joh. Nepomuk Poissl (1783—1853) war 1824—33 Hoftheaterintendant, 1848 Hofmusikdirektor und dann nochmals Intendant. Seine Opernkompositionen sind jetzt vergessen; von ihm auch die Festmusik bei Eröffnung des neuen Hoftheaters 1825.

gebildeter ist als in Deutschland. Der Dialog ist in seiner Art meisterhaft, und die Sitten der Zeit in den höheren und niederen Ständen äußerst anschaulich gezeichnet. Aber eigentliche Kunstwerke sind diese Komödien nicht; sie lassen leer und geben dem Geiste keine Nahrung. Der venetianische Dialekt, der häufig eingemischt, und der mir schon aus Gozzi bekannt war, ist ziemlich leicht zu verstehen. Er gewährt dem Dichter große Vorteile, von denen Gozzi jedoch einen weit sinnvolleren Gebrauch gemacht hat. Der Pantalone di Bisognosi zeichnet sich besonders in den „Puntigli domestici“ aus, wo er alle Händel schlichtet. Dieser Charakter, der ein Gemeingut aller venetianischen Dichter ist, besitzt eine ganz eigene deutsche Gutmütigkeit und Dienstfertigkeit und macht seinen Landsleuten viel Ehre.

14. August 1824. Erlangen.

Gestern erhielt ich meinen Paß und werde nun meine Abreise womöglich nicht lange mehr aufschieben. Freilich wünschte ich vor allem eine Antwort von Bruchmann zu erhalten, auf dessen Begleitung ich doch, wiewohl entferntermaßen, noch rechne. Wie es meine destinierten Reisegefährten, Maurer und Glaser, halten werden, weiß ich nicht; in Bezug auf Geld und Zeit werde ich mich schwerlich nach ihnen richten können.

Vor einiger Zeit schickte mir Hermann den „Rhampsinit“ zurück, den er auch Fabri in Nürnberg mitgeteilt hatte. Er bemerkte eine Reihe von Einzelheiten, die er verbessert wünschte, womit ich aber keineswegs übereinstimmen konnte. Er berief sich auf das Urteil Engelhardts, so daß diesem Hermanns Brief mitgeteilt wurde. Engelhardt war aber keineswegs derselben Meinung und schrieb ihm einen Brief zurück, worin er die angefochtenen Stellen, als organisch in das Ganze verwoben, nachweist und einige Mißverständnisse aufklärt. Total mißverstanden wurde zum Beispiel in Nürnberg die Stelle im ersten Akt:

„Denn wäre das Abscheuliche zugleich
Auch das Verhängliche, so würde bald
Die Welt zum Tartarus“.

Dies nennt Hermann ein rundes Dreieck, während Diona doch unmittelbar auf diese Idee geführt wird, die im Moralischen eine furchtbare Bedeutung haben kann, da Diona selbst im Laufe des Stücks mehr als einmal in Versuchung gerät, den Suizid für das Abscheuliche zu halten, das ihr verhänglich geworden ist. Hermann hat hierauf Engelhardten auf eine sehr geistreiche Art geantwortet. Er erkennt, daß ich im Lyri-

schen schon Treffliches geleistet hätte und daß mein zweites dramatisches Werk schon eine ganze Stufe höher als mein erstes stände. Um so mehr aber wünsche er die kleinen Glimmerblättchen entfernt, die noch die allerdings organische Bildung der Felspatkrysalle dieser Poesie verdunkeln und so weiter. Zu gleicher Zeit kam ein Brief von Jagger. Ich hatte ihm eine Abschrift des Liebes der Diona im fünften Akt geschickt, und er hat es sogleich komponiert. Die Komposition, die mir Puchta bereits gesungen hat, scheint mir dem Liebe gar wohl zu entsprechen. Er sagt auch, daß er den ersten Band der Schauspiele erhalten habe. Der „Berengar“ hat ihm gefallen, doch meint er, sei die Intrigue zu einfach, um die Neugierde des Publikums gespannt zu erhalten. Die kritischen Episteln hingegen hätten ihn sehr lachen gemacht, sowie auch Rotenhan, der ihn in Augsburg während des Königs Anwesenheit besucht habe¹⁾. Rotenhan war vorgestern hier. Er kam gerade zur Tischzeit und reiste den anderen Morgen mit seinem Bruder nach Rentweinsdorf ab. Wir gingen nachmittags nach Bubenreuth, wobei auch die Schulherren gegenwärtig waren, und die Rede war meist von alten und neuen Studentenangelegenheiten und den neuesten Untersuchungen. Abends kamen wir im „Walfisch“ in Rotenhans Zimmer zusammen. Er hat sich diesen Winter in den großen Gesellschaften und Zirkeln aller Art herumgetrieben, um das Leben von dieser Seite kennen zu lernen. Im Herbst wird er nach München zurückkehren, wo ich ihn auf meiner Durchreise zu sehen hoffe. Im Winter will er ein landwirtschaftliches Institut bei Stuttgart besuchen. Auch Döllingern, von dem ich Bücher erhalten, hoffe ich im Oktober in München zu sehen.

Von Liebig habe ich wieder einen wunderlichen Brief erhalten²⁾. Es zeigt sich darin eine gewisse Eifersucht gegen meine anderen Freunde. Sodann sagt er, ich möchte ihm Ruhls Briefe schicken, von dem ich ihn gesprochen; denn er sammle schon lange Beiträge, um meine Biographie zu schreiben, und hätte mich künstlicher Weise in manche Lage gebracht, wodurch sich mein Wesen annäherungsweise erkennen ließe. Dies ist freilich auf der einen Seite eine sonderliche Art von Freundschaft, und auf der anderen verdiene ich so vielen Anteil nicht.

Ich habe gestern das Büchlein des Grafen Löben über das Buch der Frau von Staël „De l'Allemagne“ durchgelesen³⁾. Es enthält viel

¹⁾ Minckwitz a. a. D. I, S. 200 ff.

²⁾ Brief vom 10. August.

³⁾ Otto Graf von Löben, „Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Litteratur und ihr Werk über Deutschland“. Heidelberg 1814.

gute Bemerkungen, wiewohl diese Art Prosa nicht nach meinem Sinne ist. Gegenwärtig, wie Gries auf seiner Durchreise erzählte, soll der Graf Löben sich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande befinden.

16. August 1824. Erlangen.

Ich habe wieder drei Stücke von Goldoni gelesen. „L'amante militare“ ist unbedeutend, „La serva amorosa“ hat etwas Eigentümliches, „L'adulatore“ ist auch in seiner Art unterhaltend. Zum Glück ist Goldonis Talent lebendig genug, um die frostige Unregelmäßigkeit einer eigentlichen französischen Charakterkomödie gleichsam zu überspringen.

Meine Abreise rückt nun heran. Aus dem Volkmann habe ich mir kleine Auszüge gemacht. Ueber meine Reisegefährten bin ich noch nicht in Richtigkeit. Ueberhaupt befinde ich mich gegenwärtig in einer Art von Schwulst. Ich möchte gerne bis Salzburg fahren, um Zeit zu gewinnen und die langweiligen Gegenden nicht durchwandern zu müssen. Nun geht aber der Nürnberger Postwagen nur Sonntags. Ich muß daher schon nächsten Sonntag den Zweiundzwanzigsten von Nürnberg abreisen oder erst am Neunundzwanzigsten. Das eine ist beinahe zu früh, das andere beinahe zu spät. Gestern abends war ich mit Fabri bei Schubert, der die merkwürdige Geschichte des Carlo Martelli aus dem Türkenkriege erzählte [199]. Mit Fabri mache ich zuweilen noch ein paar Partien Billard. Heute nach dem Schubertschen Kollegium ging ich mit einem Pharmaceuten, Namens Fürst, nach Hause, der mir immer wohlgefiel, und den ich in seine Wohnung begleitete und somit seine nähere Bekanntschaft machte. -

Allein diese in mancher Hinsicht unsichere Reise zu machen, ist kaum ratsam, und doch wird es sich nicht anders thun lassen. Wenn ich wüßte, daß ich auf dem Wege Ruße fände, „Aucassin und Nicolette“ zu schreiben, so würde ich zwar keine Langeweile haben. Doch kann es auch Glaser als eine Treulosigkeit betrachten, wenn ich nicht auf ihn warte.

18. August 1824. Erlangen.

Meine Zeit vergeht nun unter unmittelbaren Vorkehrungen zu meiner Reise. Ich habe noch mehrere nötige Briefe geschrieben und alles beiseite gelegt, was nach Venedig mitgenommen werden soll. Von Büchern nehme ich nichts mit als ein „Neues Testament“ und „Italienische Gespräche“. Ich habe mir heute eine Abschrift der schon vollendeten Expositions-scene des „Aucassin“ genommen, in der Hoffnung, auf der Reise daran weiter

schreiben zu können. Mit Glaſer ſprach ich ſeitdem, und er ſagte, daß er nicht Geld genug ſammengebracht hätte, um die Reiſe zu machen. Ich werde nun den Einundzwanzigſten morgens nach Nürnberg fahren, mich auf den Poſtwagen einſchreiben laſſen, noch meine Geldgeſchäfte beſorgen und die Nacht bei Hermann zubringen.

Heute morgen war Butters bei mir und brachte mir den „Gläſernen Pantoffel“. Ich erhielt zur ſelben Zeit das Manuſcript dieſer Komödie von Berlin zurück mit einem vom Grafen Brühl unterzeichneten Formular in Steindruck, daß man die Urfachen einer ſolchen Rückſendung aus manchen Gründen nicht wohl namhaft machen könnte und dergleichen mehr. Mit Butters, da es ſich eben im Geſpräch gab, und da er Einfluß bei den Studenten hat, ſprach ich von meinem Projekte in Bezug eines Liebhabertheaters, worauf er ſehr willig einging und verſprach, die Sache bei Gelegenheit vorzutragen, damit ſich kommenden Winter etwas machen ließe.

19. Auguſt 1824. Erlangen.

Ich ſprach heute noch mit Kerſtorf, der ſeitdem durch eigenen Leichtſinn und Anmaßung, zum Theil auch durch Intrigue in einen ſehr unangenehmen Handel verwickelt worden, der ihm wahrſcheinlich ein Concilium abeundi zuziehen wird. Er bekam Streit in der „Harmonie“ mit dem Herrn von Paſchwitz. Ein Vorſtand der Harmonie, der Rechtsrat Heim, verwies ihm ſeine Heftigkeit und gebot ihm, die „Harmonie“ zu verlaſſen, und ließ ihn auch wirklich den folgenden Morgen zum Austritt aus der Geſellſchaft einladen. Dadurch aufgebracht, ging Kerſtorf zu Heim und forderte ihn heraus. Dieſer gab ihn an, und ſo nahm die Sache eine ſehr ſchlimme Wendung. Das Faktum ſelbſt würde vielleicht geringfügiger erſchienen ſein, wenn Kerſtorf nicht durch Hohn und Arroganz die ohnedem Abgeneigten noch mehr erbittert hätte.

Engelhardt war ſo gütig, mir meine Wechſelgeſchäfte zu beſorgen.

Mit Schelling ſeiner Frau machte ich dieſen Abend noch einen Spaziergang und trank auch noch Thee in ihrem Hauſe. Sodann ging ich zu Schubert hinüber, der mir noch eine Karte von Tirol mitgab und mir einige Reiſetouren vorſchlug. Heute nacht wurde mir noch zu guter Letzt in meinem Gartenhauſe auf dem Altſtädter Berge eingebrochen. Zum Glück hatte ich wenig mehr außen. Ich verlor außer einigen Kleinigkeiten und Schreibmaterialien nur Hagens „Narrenbuch“¹⁾, was leider der Bibliothek gehört.

¹⁾ Halle 1811.

In der letzten Zeit beschäftigten mich in meinem Gartenhause besonders die Nibelungen, die ich vor ein paar Tagen zu Ende brachte. Es ist eigentlich das erste Mal, daß ich sie in der Urschrift von Anfang zu Ende gelesen habe. Vielleicht finde ich morgen noch Zeit, oder doch wenigstens nach meiner Rückkehr, um noch am Schlusse dieses neunundzwanzigsten Buches, meine Gedanken über dies außerordentliche deutsche Gedicht mitzuteilen.

21. August 1824. Erlangen.

Der Morgen der Abreise ist angebrochen. In einer Stunde werde ich nach Nürnberg fahren, wo ich für heute bei Hermann bleibe und noch mehrere Geschäfte zu besorgen habe. Mit einer kleinen Geldsumme, die ich dort einzunehmen habe, führe ich nun im ganzen, den Kreditbrief mit eingeschlossen, 461 Gulden mit mir auf diese Reise, wofür sich hoffentlich nach Venedig und wieder zurückkommen läßt. Sonst führe ich ein Ränzchen und meinen Mantelsack mit mir, welcher letzteren ich von Salzburg aus, wo ich den Postwagen verlasse, nach Triest voranschicken werde. Den gestrigen Vormittag brachte ich mit Packen zu. Nachmittags nahm ich noch einen Augenblick von Stachelhausen Abschied und ging dann zu Puchtas, wo ich den „Rhampfinit“ vor seiner Frau, die ihn noch nicht kennt, vorlesen sollte. Es waren auch ein paar recht angenehme Mädchen, die beiden Fräulein Rudel, eingeladen. Sonst war noch Puchtas jüngerer Bruder gegenwärtig. Die Vorlesung scheint vielen Eindruck gemacht zu haben. Die Frauen waren gerührt und dankten mir auf das freundlichste, indem sie mir glückliche Reise wünschten. Doch mußte ich mich auf der Stelle entfernen, da ich noch Besuche zu machen hatte und es schon sehr spät war. Ich nahm bei Schelling Abschied, ging dann zu Schubert, der mir auf meine Bitte noch einige geognostische Bemerkungen über die Gebirgsreise mittheilte, und dann zu Engelhardt, dem ich zuletzt lebewohl sagte. Wenn es gut geht, so hoffe ich nun, in vier Wochen auf dem Marcusplatze zu stehen. Puchta sagte zum Scherz, wenn ich einmal die Werke des Palladio gesehen hätte, so würde das gotische Element aus meiner Poesie verschwinden.]

Aphorismen,

besonders über dramatische Kunst.

1.

Das Theater muß durchaus als Nationalangelegenheit behandelt werden, wenn es gedeihen soll. Es muß zuerst der Grundsatz aufgestellt werden, daß nur die Poesie das Recht habe, auf dem Theater einer Nation zu erscheinen. Sodann müßten Richter niedergesetzt werden, die des Urtheils fähig sind, und die ein Stück der Aufführung würdig oder unwürdig erklären müßten. Wenn hierbei auch manchmal ein falsches oder schiefes Urtheil mitunterliefe, so würden doch einzelne Ungerechtigkeiten weit eher zu ertragen sein, als ein Theater, auf welchem Barbarei und Trivialität herrschen.

2.

Keineswegs dürften aber die bestellten Kunstrichter dem Künstler die Art des Stoffs oder sonst etwas vorzuschreiben sich anmaßen; sie haben nichts zu thun, als das fertige Produkt aus der Hand des Dichters zu empfangen und den Maßstab der Kunst daranzulegen.

3.

Die Kunst bedarf einer gewissen Beschränkung, wenn sie sich wahrhaft konzentrieren soll, worauf zuletzt alles ankommt. Die poetische Form müßte als wesentlich festgesetzt, ein ganz in Prosa oder in stümperhaften Versen und Reimen geschriebenes Drama müßte zurückgewiesen werden, auch wenn es Genie verriete. Es kann dem Genie selbst kein größerer Dienst erzeigt werden, als es zur höchsten Vollendung anzureizen. Nur derjenige, der Form und Sprache vollkommen überwunden hat, wie wir es bei Sophokles, Aristophanes, Calderon sehen, darf behaupten, daß er durch und durch Künstler sei. Die höchste Vollendung der Form ist die Schönheit selbst und fällt mit der Seele der Kunst in eins zusammen.

4.

Es kommt nicht darauf an, daß alle deutschen Theater zu einer hohen Kunstvollendung gedeihen; eines reicht hin für die Motive und den Dichter. Denn niemals hat es ein griechisches, französisches oder spanisches Theater gegeben, sondern bloß ein Athenienfisches, ein Pariser,

ein Madrider Theater. Die übrigen mochten sich dann auf ihre Weise zurechtfinden und dem eigentlichen Muster nacheifern.

5.

Daher ist es eine bescheidene Hoffnung, daß unter den vielen Theatern Deutschlands wenigstens eines die höchste Ausbildung erstreben möge und ein strenges Regiment einführen. Welchen Ehrgeiz würde es bei den Dichtern erregen, ihr Stück auf das eigentlich klassische Theater zu bringen! Freilich dürfte hier von keiner Intendanz die Rede sein und keine Rabalen geschmiedet werden. Das schon erwähnte Kollegium dramatischer Kunsttrichter, aus den ersten Männern der Nation zusammengesetzt, würde für alles bürgen. Ein Dichter von Profession jedoch dürfte ein Mitglied dieses Kollegiums sein.

6.

Das Theater ist heilig und allein der Kunst geweiht. Politische und Hofrücksichten dürfen nie Einfluß auf die Bühne haben. Freiheit ist das Element der Kunst.

7.

Schauspiel und Oper müssen auf das strengste geschieden werden, wenn je die dramatische Kunst in Deutschland gedeihen soll. Das Beispiel der Oper hat uns gelehrt, Abgeschmacktheit und Unsinn auf der Bühne erträglich zu finden, und dies ist das Schlimmste, was eine Nation lernen kann.

8.

Persönliche Satire sollte allein vom deutschen Theater verbannt sein, wiewohl bei einer wahrhaft liberalen und gebildeten Nation auch persönliche Satire auf dem Theater möglich ist. Friedrich der Große würde es einem geistreichen Dichter vielleicht verzeihen haben, wenn er ihn auf der Bühne lächerlich gemacht hätte, denn er wußte wohl, daß der Witz eines Dichters seinem eigentlichen Ruhme nicht schaden könne. Ebenso willig ertrug Sokrates die Satire des Aristophanes. Wir aber wollen unseren Großen nicht zumuten, Sokratische und Friedrichische zu sein.

9.

Religion, Kunst und Wissenschaft gehen ineinander über und sind ihrem Gehalte nach dasselbe, denn Gott und die Welt ist der Inhalt

von allen dreien. Aber in ihrer Weltansicht, in der Art ihrer Offenbarung sind sie durchaus verschieden, und in ihrer höchsten Potenz betrachtet, schließen sie sich aus. Darum ist es dem religiösen Zeloten nicht zu verargen, wenn er weder die Künstler noch den Philosophen anerkennen will, und auch dem Philosophen nicht, wenn er Religion und Kunst unter sich zu erblicken glaubt. Auch die Kunst sucht das Göttliche unmittelbar darzustellen und wird nie die Dienerin der Religion oder der Wissenschaft sein. Der Künstler wird freilich nie ein Anathem über Glauben und Wissen aussprechen, aber er richtet sie stillschweigend durch sein Kunstwerk. Denn jedes wahre Kunstwerk hebt die religiöse und philosophische Weltansicht auf; versteht sich, nicht an sich selbst, sondern bloß im Augenblicke des Kunstgenusses. Bei der Darstellung eines guten Dramas wird jeder Denker seine Philosopheme und jeder Zelot seinen Katechismus vergessen, und Rafael hat der Idee nach das Christentum vernichtet, indem er es in das Gebiet der höchsten Schönheit herüberzog, oder vielmehr, indem er es mit der Schönheit, die nur den Sinnen anschaulich ist, identifizierte. Der Vernünftige, der wohl weiß, daß Religion, Kunst und Wissenschaft jedes auf seine Weise nach dem einen Höchsten streben, wird sie ruhig nebeneinander bestehen lassen.

10.

Gerade der Konflikt ist es, der das Genie entwickelt. So hat sich Lord Byrons Talent durch den scheinbaren Widerspruch gegen den streng religiösen und moralischen Zelotismus seines Vaterlands entfaltet, und so ist in Deutschland noch am ersten Poesie möglich, eben weil hier zugleich die religiöse und philosophische Weltansicht ausgesprochen sind. So war in Frankreich während der Napoleonischen Herrschaft gar keine Poesie möglich, weil Religion und Wissenschaft soviel als vernichtet waren und nur noch äußerlich betrieben wurden. Jetzt, wo Religionseifer und philosophische Studien wieder zu den Tendenzen der Nation gehören, scheint auch die Kunst wieder zu erwachen. In Italien scheinen alle religiösen und philosophischen Regungen einzuschlummern, und so finden wir gegenwärtig auch keine großen Dichter in Italien.

11.

Das Genie ist angeboren und geht dem Leben voraus; die Kunst muß gelernt werden und ist die höchste Aufgabe des Lebens für den, der Genie besitzt.

12.

Die höchste Aufgabe der Kunst ist nicht, das Genie zu zeigen, sondern vielmehr hinter der Kunst selbst zu verbergen. Dies ist die große Kunst der Griechen, denen es gelang, durch die Vollendung der Form gelang, das Allergenialste und Individuellste als das Allgemeinste erscheinen zu lassen, so daß sie das, was ihnen allein gehörte, der ganzen Nation zuwandten.

13.

Alles Stümperhafte ist individuell, und bei jeder Stümperhaftigkeit im einzelnen eines Kunstwerkes tritt das Individuum hervor. Die Vollendung der Form hingegen ist die höchste Selbstverleugnung des Künstlers.

14.

Die Sentenz im Drama ist, was das Gleichnis im Epos ist; es läßt den Dichter aus dem Hintergrund des Gedichts hervortreten.